Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/spaniensweltansc00gani

Angel Ganivet / Spaniens Weltanschauung und Weltstellung

SP
1974c
Gh

Angel Ganivet

Spaniens Weltanschauung und Weltstellung

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

347419
3. 3. 38.

1921

Georg Müller Verlag München

Einzig berechtigte Uebersetzung von Albert Haas

Copyright 1921 by Georg Müller Verlag Akt.-Ges., München

Zum Geleit

Angel Ganivet, der im vierten Jahrzehnt seines Lebens fern der Heimat in Riga freiwillig aus dem Leben geschieden ist, war einer der klügsten Köpfe, einer der glänzendsten Schriftsteller des modernen Spaniens, einer der glühendsten Patrioten und einer der spanischsten Spanier, die die Iberische Halbinsel je erzeugt hat. Wer in die Seele eines Spaniers blicken will, wer die Absicht hat, ein umfassendes Urteil über Spanien, seine Bedeutung, seine Weltstellung und seine Aufgaben aus dem Munde eines modernen Spaniers zu vernehmen, der muß Ganivets Schriften lesen. Dieser Sohn Granadas, der mit andalusischer Eleganz und Feinfühligkeit den männlichen Stolz des Kastiliers und die Stärke des Glaubens, der Ueberzeugung und des Charakters eines Aragonesen verband, fühlte sich als Nachkomme seines Landsmanns Seneka, nur mit dem Unterschied, daß der moderne Spanier einen aktiven Stoizismus predigte.

Sein Ziel war die nationale Erneuerung Spaniens auf folgender Grundlage:

„Nationalisierung des Reichtums des Landes, Agrarreform mit Abschaffung der Privilegien: Spanien für die Spanier. Konzentrierung der spanischen Energien innerhalb des eigenen Landes. Weder kriegerische noch friedliche Abenteuer außerhalb der Heimat: die Spanier für Spanien.

An Stelle des Regionalismus das Gemeinwesen, Liebe zu diesem engeren Gemeinwesen, Pflege des künstlerischen

und literarischen Individualismus, Pflege der Ueberlieferung, Förderung politischer und sozialer Organisation, Europäisierung."

Mit der Europäisierung meinte Ganivet die Aufnahme aller Errungenschaften europäischer Zivilisation ohne Aufgabe der spanischen Kultur.

Was Ganivet in seinem hier vorliegenden Hauptwerk geschrieben hat, wird heute in Deutschland aus zweifachen Gründen größtes Interesse erwecken. Einmal ist es ja der Wunsch, Spanien so kennenzulernen, wie es der Spanier sieht. Dann aber wird der Historiker und der Kaufmann, der Soldat und der Politiker in diesem Buch mehr als eine kluge Beobachtung finden, die heute auch auf unser armes Vaterland angewendet werden kann. Mit Befriedigung und Freude wird man sehen, welch verständnisvoller Bewunderer unserer größten Geistesheroen dieser geistige Kämpfer Spaniens gewesen ist. So wird hoffentlich dieses Buch sein gut Teil dazu beitragen, das Verständnis für Spanien und die Spanier bei uns mächtig zu fördern, die wir dem schönen Land und seinen ritterlichen Bewohnern die wahrhaft neutrale Haltung im Weltkrieg ewig danken werden.

München, im März 1921. August L. Mayer.

Spaniens Weltanschauung

Ich habe oft darüber nachgedacht, daß das Dogma von der unbefleckten Empfängnis in Spanien mit ganz besonderer Leidenschaft verteidigt und öffentlich bekanntgegeben worden ist; und jedesmal kam mir der Gedanke, daß in den Abgründen dieses Dogmas ein Mysterium verborgen sein muß, das auf geheimnisvollen Wegen mit dem Mysterium unserer Volksseele verbunden ist, ja, daß dieses Dogma vielleicht das Symbol — und das wunderbare Symbol — unseres eigenen Lebens insofern sein könnte, als wir durch die Arbeit einer langen und schmerzlichen Mutterschaft zum hohen Alter gelangt und dabei jungfräulichen Geistes geblieben sind. Etwa wie ein Weib, das sich unwiderstehlich zum klösterlichen und asketischen Leben hingezogen fühlte, das gegen seinen Willen verheiratet und durch die Pflicht Mutter wurde, am Ende seiner Tage entdeckt, daß seine Seele seiner Arbeit fremd war, daß seine Seele inmitten der Söhne seines Fleisches einsam geblieben ist und sich wie eine mystische Rose nur den Idealen der Jungfräulichkeit geöffnet hat.

Wenn man die geistige Verfassung Spaniens betrachtet, so entdeckt man, daß der Stoizismus das tiefste ihrer moralischen und in gewissem Sinne religiösen Elemente ist und gleichsam als bindender Zement dient. Nicht der brutale und heroische Stoizismus eines Cato, nicht der heitere und majestätische Stoizismus eines Marc Aurel und nicht der starre und übertriebene Stoizismus eines Epiktet, sondern der natürliche und menschliche Stoizismus eines Seneca. Seneca ist

nicht durch Zufall Spanier und ein Sohn Spaniens. Er ist Spanier seinem innersten Wesen nach. Auch kein Andalusier; denn als er geboren wurde, hatten die Vandalen Spanien noch nicht betreten. Und wenn Seneca später geboren wäre, vielleicht im Mittelalter, so hätte seine Wiege nicht in Andalusien gestanden, sondern in Castilien. Denn Senecas ganze Weisheit läßt sich in dieser Lehre zusammenfassen: Laß dich durch nichts besiegen, was deinem Geiste fremd ist; bedenke, daß du inmitten der Wechselfälle des Lebens in dir eine Urkraft trägst, etwas Starkes und Unzerstörbares, eine diamantene Achse, um die sich die kleinlichen Vorkommnisse drehen, die dein tägliches Leben ausmachen; und was es auch sein mag, das dich befalle, sei es das, was man Glück oder das, was man Unglück nennt, sei es sogar etwas, durch dessen Berührung wir uns zu erniedrigen scheinen, stets halte dich so fest und aufrecht, daß man zum wenigsten stets von dir sagen kann, daß du ein Mann bist.

Das aber ist spanisch. Und es ist so spanisch, daß Seneca es nicht zu erfinden brauchte, sondern es bereits vorfand. Alles, was ihm zu tun übrigblieb, war, daß er es entdeckte und ihm eine ewige Form gab, eine Arbeit, die dem genialen Menschen entspricht. Der Geist Spaniens, der in seiner Nacktheit noch plump und formlos war, bedeckte seine ursprüngliche Blöße nicht mit künstlichen Gewändern, er bedeckte sie mit dem Weinblatt der Weltanschauung Senecas. Dieses einfache Gewand aber ist ihm geblieben und zeigt sich stets, sobald man nur ein wenig von der Oberfläche und den Aeußerlichkeiten unseres völkischen Wesens absieht. Als ich in meiner Studentenzeit Senecas Werke las, war ich fassungslos und bestürzt wie jemand, der unerwarteterweise die vorher verlorengegangenen Sinne des Gesichtes und Gehöres wiedererlangt und plötzlich sieht, wie die Gegenstände, die sich bisher mit idealen Farben und idealen Klän-

gen in seinem Inneren bewegten, jetzt in Massen auf ihn einstürmen und die Festigkeit wirklicher und greifbarer Dinge annehmen.

Aber nicht nur in der religiösen und moralischen Verfassung des spanischen Volkes spielt der Stoizismus Senecas eine gewaltige oder, besser gesagt, unermeßliche Rolle, sondern auch in dem Gewohnheitsrechte Spaniens, in seinen Sprichwörtern, seinen volkstümlichen Auffassungen und in seinen Liedern, ja sogar auch in denjenigen Zweigen der gelehrten Wissenschaft, auf die sich Senecas Denken nie erstreckte. So hat unser Philosoph den genialen, niemals genug gelobten und anerkannten Einfall gehabt, freiwillig aus diesem Leben durch einen sanften und ruhigen Aderlaß zu scheiden, wodurch er auf unsere medizinische Wissenschaft einen ebenso großen Einfluß gehabt hat wie Hippokrates und Galen. Spaniens einzige Ueberlegenheit über alle anderen Völker liegt in der Zahl und der Vorzüglichkeit seiner Aderlasser. Der deutsche Doktor, der alle anderen überragt, ist der Dr. Faust und die gleichwertige spanische Berühmtheit ist der Dr. Sangredo, obwohl auch sein Nebenbuhler und berühmter Genosse, der Dr. Pedro Recio de Tirtafuera, gleichfalls gelebt hat. Und niemals hat es in der Weltgeschichte ein so schönes Beispiel von stoischer Beharrlichkeit gegeben wie das, welches uns die endlose Phalanx unerschrockener Aderlasser geboten hat, die Jahrhunderte und Jahrhunderte hindurch das dem Blutumlauf dienende Gefäßsystem Spaniens zu erleichtern bemüht waren. Allerdings schickten sie viele in das Grab, aber sie purgierten die anderen von deren blutigen Exzessen, so daß die Ueberlebenden verhältnismäßig ruhig und in Frieden leben konnten. Und wer kann sagen, ob die Entdeckung des Blutkreislaufs durch Servet, die ja der einzige spanische Beitrag zur praktischen Medizin ist, nicht letzten Endes auch auf Seneca und die große Schar seiner Anhänger zurückzuführen ist?

Ohne daß man nach unterirdischen Verbindungen zwischen der Lehre Senecas und der Moral des Christentums suchte, kann man das Bestehen einer klaren und unleugbaren Beziehung zwischen ihnen feststellen: beide sind gleichsam der Abschluß einer Entwicklungsreihe und der Beginn einer anderen, entgegengesetzten Entwicklungsreihe. Sie treffen sich und kreuzen sich beide, wie Wanderer, die aufeinander zuschreiten und weitergehen, indem ein jeder von ihnen den Weg durchläuft, den der andere zurückgelegt hat. Eine rationalistische philosophische Entwicklung wie die griechisch-römische findet dann ihren Abschluß, wenn alle Lösungen erschöpft sind: die empirische und die konstruktive, die materialistische und die synthetische, die negative oder die skeptische Lösung. Dann aber steigt die stoische Moral auf, eine Moral ohne Grundlagen, die sich nur auf die Tüchtigkeit und die Würde gründet. Aber auch diese Lösung ist nur vorübergehend, da der Mensch sehr bald die Kräfte seiner Vernunft verachtet, da sie ihn zu nichts Positivem führen, so daß er endlich geschlossenen Auges einen Glauben annimmt. Eine theologische Entwicklung wie die des hebräischen Volkes findet gleichfalls dann ihren Abschluß, wenn alle geschichtlichen Lösungen erschöpft sind, das heißt alle Formen der Aktion. Und auch dieser Abschluß ist negativ oder, wie man heute sagen würde, anarchisch. Das war auch von den Propheten bereits angekündigt worden. Dann aber steigt eine Moral auf, welche wie die christliche die Aktion verurteilt, welche in ihr die Ursache aller menschlichen Leiden erblickt und welche die Gesellschaft auf der Grundlage des Quietismus, der Entsagung und der Liebe aufbaut. Aber auch diese Moral ist vorübergehend, weil der Mensch sehr bald vom Glauben enttäuscht wird, der ihn nur zu negativen Handlungen führt, und sich deshalb zur Vernunft flüchtet, um eine zweite Entwicklung zu beginnen, welche sich nicht in Aktionen sondern in Ideologien ausdrückt.

Deshalb war die christliche Moral zwar logisch aus der judäischen Religion hervorgegangen, aber für die Juden negativ. Denn diese sahen ihre religiöse Entwicklung für beendet an. Der Horizont ihrer Hoffnungen war abgeschlossen und sie waren dazu verurteilt, sich in ihrer Religion einzuschließen, die fertig, vollendet und damit unveränderlich war. Und ebenso war die stoische Moral gerechterweise auf dem einzigen aufgebaut, was die Philosophie nicht umgestürzt hatte und was sogar in den Zeiten des größten Verfalles bestehen bleibt, nämlich auf dem Instinkt der eigenen Würde. Damit aber war diese Moral sowohl für die Griechen wie für die Römer negativ, da sie aus einer rationalistischen Auffassung entsprang und das Weltbild ohne Unterstützung der Vernunft aufbauen wollte, durch einen Akt blinder Zustimmung, der sich dem Glauben ebensosehr näherte, wie die christliche Moral der reinen Vernunft. Und infolge dieser natürlichen Verkettung der Dinge fand das Christentum ein Feld vor, das durch die stoische Moral vorbereitet war, welche in der Welt zwar erhabene, gerechte und humanitäre Gedanken ausgesät hatte, aber nicht die Kraft besessen hatte, sie fruchtbar zu machen. Solange das Erhabene, das Gerechte und das Humanitäre nur von der Vernunft, ja von weniger als von der Vernunft, nämlich vom Instinkt, gehalten und geschützt wird, kann es niemals die niedrigen, gemeinen und tierischen Leidenschaften bei der Mehrzahl der Menschen besiegen. Auch in Zukunft wird es stets so bleiben, daß die unverantwortliche Macht der Großen nur dann in Ketten gelegt, daß die zusammengepreßte Wut der ohnmächtigen Kleinen nur dann gezähmt, daß der raffinierte Egoismus der Mittleren nur dann etwas erweicht werden kann, wenn sie alle zu einer Einheit vermischt und verschmolzen werden durch ein glühendes Feuer, das aus fernen Höhen stammt, das im Zerstören aufbaut und im Verbrennen reinigt.

Wer sich über die schnelle und scheinbar unerklärliche Ausbreitung des Christentums wundert, der sollte bedenken, wie die heidnische Religion von der Philosophie und die Philosophie von den Philosophen vernichtet waren, so daß als einziger Ausweg ein Glaube übrigblieb, der nicht in der Form von kaum noch zeitgemäßen Symbolen, sondern in der eines idealen Lichtstrahles die Welt durchdrang, durchbohrte und entzündete. Und wer sich vor dem blutigen Opfer der unzähligen Märtyrer entsetzt, der sollte daran denken, daß nicht nur Jesu Tod eine prophetische, wesentliche, notwendige und Erfüllung bringende Vorbedingung der Lehren des Evangeliums, sondern daß das Martyrium vieler Christen das einzig wirksame Mittel der Propaganda war. Ohne seinen Opfertod wäre Jesus ein Moralist gewesen wie andere auch. Und ohne den Opfertod der Märtyrer würde das Christentum eine Moral gewesen sein wie andere auch, die den vielen hinzugekommen wäre, welche bestanden haben und bestehen, ohne eine sichtbare Wirksamkeit zu erreichen.

Alle Religionen und ganz allgemein alle Gedanken sind verbreitet worden, verbreiten sich und werden verbreitet werden in derselben Weise: sie sind wie Steine, die in einen Weiher fallen und eine Wellenbewegung verursachen, die verschiedene Stärke und mehr oder weniger zähe Dauer hat. Das Christentum fiel aus sehr fernen Höhen hernieder und deshalb waren die Wellen, die es hervorrief, so hoch und so dauerhaft. Das Wunderbarste an der Verbreitung des Christentums aber ist weder ihre Schnelligkeit noch ihre Intensität. Denn welche Bewunderung kann es verdienen, wenn auf vielen Feldern, die zu gleicher Zeit beackert, gedüngt und mit Saat bestellt wurden, zu gleicher Zeit viele und unzählige Weizenhalme emporwachsen? Viel wunderbarer und sonderbarer ist, daß aus geschickt aufgepfropften Reisern auf Bäumen Früchte wachsen, die anderen Bäumen eigentümlich sind, daß die beiden Säfte sich mischen und verschmelzen und daß

sie so dem Gaumen neue und ausgesuchte Genüsse schenken.

Das aber war das Schicksal der christlichen Moral, die dem heidnischen Geist aufgepfropft wurde. Denn während nach außen sichtbar nur eine Propaganda bestand, nämlich die des Christentums, ging insgeheim eine zweite Propaganda vor sich, nämlich die der christianisierten heidnischen Philosophie. Die Stelle aber, wo beide verbunden waren und wo die Pfropfung stattfand, war die stoische Moral. In Spanien aber, wo der Sitz des menschlichsten und logischsten, wenn auch nicht des vollendetsten Stoizismus war, mischt sich die Lehre Senecas dermaßen mit dem Evangelium, daß man von unserem Seneca zwar nicht sagen kann, er „rieche nach Heiligkeit", daß man aber sehr wohl erklären kann, er gleiche durchaus einem Kirchenvater.

In Spanien nämlich, wie in allen vom Christentum ergriffenen Ländern, läuft neben der evangelischen Propaganda eine rationalistische Auffassung her, die erstere erklären und ergänzen will. Aber diese Auffassung war zunächst keine schöpferische Tat, wie das unvermeidlich ist, sondern Flickwerk. Man begann nicht mit empirischen Theorien, die eng mit dem neuen Glauben zusammengehangen hätten. Die christlichen Philosophen unseres Landes waren zwar Christen, aber sie lebten weiter mit dem Blute, das sie von ihren heidnischen Vätern geerbt hatten. Sie hielten es deshalb für ökonomischer, die meisterhaften Lehren der hellenischen Schule mit dem Christentum in Uebereinstimmung zu bringen. Und da dieses alles für sie ein abgeschlossenes Ganzes bildete, so erwählten sie in ihrer Torheit (man verzeihe die Offenherzigkeit) das Beste, was sie vorfanden, nämlich die Lehren der beiden Leuchten der griechischen Wissenschaft: Plato und Aristoteles.

Diese Entwicklung ging naturgemäß nicht in allen Teilen des römischen Imperiums in der gleichen Weise vor sich.

Denn in ihm herrschte keine solche Einheit, daß sie den Sondercharakter jeder Provinz zerstört hätte. Auch hätte eine solche Einheit sich nach der Predigt des Evangeliums nicht lange genug halten können, um den allenthalben hervortretenden und nach verschiedenen Richtungen drängenden Strömungen inneren Zusammenhang zu geben. Abgesehen von den Häresien, die die Einheit des Dogmas angriffen und schließlich die großen Trennungen in der Kirche verursachten, gab es Unterschiede, die aus der Verschiedenheit der Temperamente hervorgingen und sich allmählich schärfer ausprägten. Im Einklang damit aber gaben die geschichtlichen Veränderungen neuen charakteristischen und differenzierenden Zügen das Leben. Und Spanien war gerade diejenige Nation, die ein Christentum schuf, das ganz besonders seinem eigenen Wesen entsprach, das ganz besonders eigenartig war, soweit für Eigenartigkeit innerhalb des Christentums Raum ist.

Die Geschichtsschreiber, die die Antithesen und Krontraste lieben, wollen uns glauben machen, daß der Körper, in dem das Christentum seine Inkarnation erfuhr, die Barbaren waren. „Für neue Gedanken neue Menschen." Das römische Volk war alt und hinfällig und unfähig, die neue Religion zu verstehen. Tatsächlich und im Gegensatz zu dieser Auffassung hatte das junge Christentum nicht nur die Aufgabe, Wilde ihrer Wildheit und Barbaren ihrer Barbarei zu entkleiden, sondern es hatte eine weit umfassendere Aufgabe. Seine Aufgabe war, gebildete, zwar heruntergekommene aber doch zivilisierte Menschen zu regenerieren. Wenn die Barbaren volle Bewegungsfreiheit gehabt hätten, so würden sie binnen kurzem das Christentum in zahlreiche Häresien auseinandergerissen und es schließlich seines eigentlichen Wesens entkleidet haben. Denn die Barbaren befanden sich bei ihrem Eintritt auf die Weltenbühne in einem gesellschaftlichen Zustand, der dem der Griechen einige Jahrhunderte vor Homer entsprach. Als Arier, wenn auch als

Nachzügler unter den Ariern, hatten sie bereits ihre Mythologien, ihre Welt der Götter und der Heroen sowie Halbgötter ausgebildet und schickten sich an, diese verwickelte Maschinerie spielen zu lassen. Nichts war deshalb dem Geiste und dem Beruf der Barbaren so fremd wie der Geist des Christentums. Deshalb war auch die weltgeschichtliche Aktion der Barbaren politisch auflösend und materiell. Sie zerstörten, was vielleicht nicht zu zerstören nötig war. Sodann aber schlugen die Wellen der gesellschaftlichen Gemeinschaften, die sie mit Gewalt zu beherrschen sich vornahmen, über ihnen zusammen, und sie waren in ihren eigenen Netzen gefangen.

Die Erhöhung der spanischen Kirche während der visigotischen Herrschaft war das Werk der Barbaren. Aber es entsprang nicht ihrem Willen, sondern ihrer Unfähigkeit. Sie waren unfähig, ein Volk zu beherrschen, das gebildeter war als sie selbst. Deshalb begnügten sie sich mit den äußeren Zeichen der Herrschaft und ließen die wirkliche Macht in geschickteren Händen. Die wichtigste Rolle, die die Visigoten also spielten, war die, keine Rolle zu spielen und damit unfreiwillig die Gelegenheit dazu zu schaffen, daß die Kirche sich der wichtigsten politischen Funktionen bemächtigte und tatsächlich den religiösen Staat begründete, der noch immer in unserem Vaterlande besteht. Hieraus aber erwuchs die soziale Umwandlung des Christentums zum Katholizismus, das heißt zu einer allgemeinen, herrschenden und beherrschenden Religion, die alle zeitlichen Attribute der Souveränität wirklich besitzt. Ebenso aber ist der Zusammenbruch der gotischen Macht aus dieser Künstlichkeit ihrer Regierungsform zu erklären: die Herrschaft der Visigoten wurde nicht von den Afrikanern vernichtet, da diese nicht vernichten konnten, was gar nicht mehr bestand. Die theokratische Macht, die später eine gewaltige Macht im Kampfe gegen die Mauren war, konnte zur gotischen Zeit nur eine Ursache nationaler Auflösung sein. Denn unter den Goten war sie

lediglich ein Haupt, dem schwerfällige und entkräftete Arme dienten, während sie zur Zeit der Wiedereroberung zugleich Haupt und Arm war.

Für den, der sich nur an Aeußerlichkeiten hält, mag die Zeit der Visigoten für die Bildung unseres religiösen Geistes entscheidende und transzendentale Bedeutung besitzen. Nach meiner Ansicht jedoch hatte sie ihrem Wesen nach nur äußerlichen Einfluß. Während dieser Zeit gewinnt die Religion allerdings eine ungeheure gesellschaftliche Macht. Aber sie tritt zu prunkhaft und feierlich auf. Das religiöse Gefühl wird weder tiefer noch energischer. Die Philosophie ist ein Embryo scholastischer Philosophie ohne Eigenart. Die Verallgemeinerung der Bildung zeitigt nur ein quantitatives Ergebnis, das also keinen individuellen Wert besitzt, da der soziale Einfluß einer Schule nicht an der Zahl ihrer Schüler oder an der Verbreitung ihrer Programme, sondern an der Ueberlegenheit und Eigenart der von ihr hervorgebrachten Intelligenzen gemessen werden darf. So wie die Größe eines Volkes nicht an der Dichtigkeit seiner Bevölkerung oder an der Ausdehnung ihres Gebietes, sondern an der Größe und der Dauer ihrer Aktion in der Geschichte gemessen werden muß.

Die eigenartigste und fruchtbarste Schöpfung unseres religiösen Geistes entspringt der arabischen Invasion. Der spanische Geist wird nicht stumm, wie manche glauben, um der Aktion freies Feld zu lassen. Was er tut, ist, daß er durch die Aktion redet. Der Gedanke kann auf viele verschiedene Arten ausgedrückt werden, und die schönste Form des Ausdruckes ist nicht immer das Wort. Während in den Schulen Europas die christliche Philosophie in unfruchtbaren und manchmal lächerlichen Erörterungen zerbröckelte, wandelte sie sich in unserem Lande in einen ununterbrochenen Krieg um. Die Wahrheit aber wuchs nicht inmitten von Feder und Tinte auf, sondern inmitten klirrender Waffen und sieden-

den Blutes, so daß sie ihren Niederschlag nicht in den Bänden einer Bibliothek, sondern im kriegerischen Volkslied fand. Unser Romancero ist die Summa theologiae et philosophiae Spaniens.

Das Eigenartigste jedoch an dieser Ausdrucksform war, daß sich in ihr die beiden Kräfte spiegelten, aus deren Zusammenstoß sie entsprang. Die Spanier feierten ihre Heldentaten im Geiste des Christentums, für das und mit dem sie kämpften. Aber das Gewand, in dem die Erzeugnisse ihrer Phantasie sich zeigten, war zum großen Teil den maurischen Sitten angepaßt. Damit erreichte der maurische Geist seinen Höhepunkt, und es war nur natürlich, daß er Einfluß auf den der Spanier gewann, da beide nicht nur jahrhundertelang, sondern vor allem im Kriege miteinander in Berührung gekommen waren, was das wirksamste Mittel zur Förderung des Einflusses eines Volkes auf das andere ist. Dieses Volkslied war also zu gleicher Zeit christlich und arabisch und zwar arabisch, ohne daß dieser arabische Charakter den christlichen seiner Kraft beraubt hätte, sondern indem er ihm vielmehr einen leuchtenderen Ton verlieh. Aus dieser Vereinigung aber entsprangen die hervorragendsten Eigenschaften des religiösen Geistes in Spanien: der Mystizismus, welcher die poetische Erhebung, und der Fanatismus, welcher die Erhebung der Aktion darstellte. Der Mystizismus war gleichsam eine Heiligung der afrikanischen Sinnlichkeit, und im Fanatismus wandten sich die während acht Jahrhunderten des Kampfes aufgespeicherten Kräfte nach Beendigung der Wiedereroberung gegen uns selbst. Derselbe Geist, der bis zu den Höhen der erhabensten Auffassungen emporstieg, schuf furchtbare und entsetzliche Einrichtungen. Und wenn wir etwas aufweisen wollen, was unseren überlieferten Nationalcharakter ganz besonders hervorhebt, so müssen wir mit scheinbar innerem Widerspruch uns an die Autodafés und an die Entzückungen göttlicher Liebe der Santa Teresa halten. Ne-

ben diesen eigenartigen und lebenstrotzenden Schöpfungen verliert unsere philosophische Lehre, die aus der Nachahmung der Scholastik entsprang und mit vieler Zähigkeit, aber selten mit Genialität betrieben wurde, den größten Teil ihrer Bedeutung. Sie macht den Eindruck einer zentralisierenden Arbeit, wenn man sich so ausdrücken darf, einer Tätigkeit, die im Vergleich zu unserem Temperament minderwertig ist, einer Bemühung um die Aufrichtung einer allgemeinen Kirche, welche die Lehre als Vervollständigung des Dogmas aufrechterhalten und hierdurch die verschiedenen sozialen Mittelpunkte, die ihrer Macht unterstanden, zusammenfassen soll. Dabei besteht zwischen beiden kein Gegensatz. Nur sind die Kräfte ungleich und das Spanische ist mächtiger als das Fremde: erstens, weil es uns eigentümlich und deshalb unserer Eigenart besser angepaßt ist, und zweitens, weil es logischer ist und mehr mit dem ursprünglichen Geiste des Christentums übereinstimmt.

Der Versuch eines philosophischen Ausgleichs, der in Alexandria begonnen wurde und von den Scholastikern bis in unsere Zeit hinein fortgesetzt wird, geht von einem Irrtum aus, den man perspektivisch nennen könnte. Er ließ zwar das Wesen der Lehre unberührt, mußte aber im Verlauf der Zeiten große philosophische Verwirrungen mit sich bringen. Statt langsam eine eigene Philosophie zu schaffen, versuchten nämlich die neuen Philosophen mit einer ausgebesserten griechischen Philosophie auszukommen, obwohl diese ihrem Geiste nach zum Christentum im Gegensatz stand. Statt mit den Flügeln, die der Glaube ihnen gab, zu fliegen, krochen sie durch die Bibliotheken. Statt christliche Philosophen zu sein, wurden sie philosophierende Christen. Statt mit neuem Geist eine neue Philosophie zu schaffen, kommentierten sie eine alte Philosophie mit neuem Geiste.

Die größte Gestalt der Scholastik ist nach allgemein verbreiteter Ansicht Sankt Thomas von Aquino, und Sankt Thomas ist sicherlich kein Aristoteles. Er hat zwar aristotelische Züge, aber ist kein Aristoteles. Seine Philosophie ist gelehrt, vorsichtig, vorausblickend und sogar ängstlich. Sie enthält eine Gesetzgebung, die bis in die kleinsten Einzelheiten geht und für das geordnete Leben der Kirche nützlich ist. Aber es ist ein „weibliches" Werk, und es fehlt ihm die männliche Kraft, die alle wirklich schöpferischen Werke auszeichnet. Um wie vieles kräftiger ist nicht die Gestalt des heiligen Augustin, der zwar keine philosophische Enzyklopädie aufbauen wollte, der aber das „Reich Gottes" darstellte, nicht nach Art der saftlosen Organismen der modernen Soziologie, sondern als etwas Wirkliches, welches mit lebenden Funktionen ausgestattet ist, welches lebt.

Der Geist des Christentums hatte es weniger nötig, sich auf ausgeklügelte Klassifizierungen, auf Syllogismen, Unterscheidungen und Feinheiten zu stützen, als vielmehr in die Wirklichkeit hineinzudringen und sie mit neuem Licht zu erhellen. Hätte er dieses getan, so hätte er neue Bahnen gewiesen. Eine christliche Kosmologie brauchte weder eine Klassifikation noch eine Beschreibung zu geben, wohl aber hätte sie ein hohes Lied sein sollen, das alle geschaffenen Wesen in göttlichem Lichte zeigt, in dem sie von ein und demselben Hauche des Lebens und der Liebe leben. Etwas in der Art der „Einleitung zum Symbol des Glaubens" vom Bruder Luis de Granada. Eine christliche Psychologie brauchte keine übermäßigen Anstrengungen zu machen, um alle Organe, Funktionen und Bewegungen zu beschreiben, die herkömmlicherweise unserer armen Seele zugeschrieben werden. Statt dessen hätte sie uns eine tätige Seele zeigen sollen, eine Seele, die so lebt, wie keine andere in der Zeit vor der Predigt des Evangeliums gelebt hat, erleuchtet und gereinigt wie die der Santa Teresa de Jesus.

Die Macht der Metaphern ist in der Welt ungeheuer und manchmal schädlich. Wenn wir eine bestimmte Menge Wein mit einer bestimmten Menge Wasser mischen, so sagen wir, daß die Mischung Wein ist, indem wir den Teil für das Ganze nehmen. Und wenn die Mischung verdirbt, so sagen wir nicht: diese Mischung ist verdorben, sondern wir sagen: dieser Wein ist verdorben. Damit aber schreiben wir indirekt dem Weine eine schlechte Eigenschaft zu, die auf das Wasser zurückgeführt werden sollte. Dasselbe ist der scholastischen Philosophie zugestoßen. Sie besteht nicht nur aus Christentum. In ihr ist eine Philosophie enthalten, die vielen Philosophen entlehnt ist. Sie ist ein sehr verwässerter Wein, der verdorben, der sauer geworden ist; denn die Gedanken werden sauer, sobald sie ihre Stoßkraft und ihre Einwirkung auf das Leben der Menschen verlieren. Aber trotz dieses Zusammenbruches sollte man nicht annehmen, daß die christliche Philosophie etwa gestorben wäre. Sie ist nur in einer bestimmten Form gestorben. Ihr Wesen jedoch bleibt bestehen und ruft neue Formen ins Leben, so wie das menschliche Geschlecht in den einzelnen Menschen stirbt, aber in anderen Menschen ständig geboren wird und sich erhält. Die Grundlage des Ausgleichs liegt in uns selbst. Wir tragen sie tatsächlich in unserem Innern. Und in dieser Hinsicht sind wir alle, ob wir wollen oder nicht, in einem gewissen Sinne Scholastiker. Der Kritizismus hat allerdings die Vernunft vom Glauben abgelöst. Der Positivismus hat sodann die Erkenntnis von der Vernunft ablösen wollen. Der Materialismus hat schließlich die Grundlage der Erkenntnis selbst zu zerstören gesucht. Trotzdem sind sie alle Scholastiker, wenn auch in ihrer Weise. Und wenn es ein System gäbe, das dem Menschen die menschliche Würde absprächе und ihm von neuem die Annahme einer vierfüßigen Lebensweise empföhle, dann würde es ebenso scholastisch sein wie seine Vorgänger. Denn nach Beendigung ihrer negativen, zerstörenden, philosophi-

schen Tätigkeit müssen die Erfinder dieser Systeme entweder aufhören Denker zu sein und sich in Rasende verwandeln, oder aber sie müssen etwas Neues aufbauen, damit wenigstens die äußere soziale Ordnung bestehenbleibe. Dieser Akt der Affirmation ist entweder ein Akt der Feigheit oder ein Akt des Glaubens oder der Unterwerfung unter das allgemeine Denken, das seinerseits wieder das Werk des Glaubens ist.

Wenn Kant mit seiner tiefen und feinen Analyse bis zu den äußersten Grenzen des philosophischen Nihilismus vordringt, dann langt er damit an keinem weiter vorgeschobenen Orte an als die schlauen Sophisten Griechenlands. Er kommt nicht dazu, daß er sich lieber von einem Wagen überfahren ließe, als daß er die Wirklichkeit der sinnlichen Erkenntnis zugäbe. Was aber Kant von den griechischen Philosophen unterscheidet, ist, daß er außer der reinen oder negativen Vernunft auch eine praktische und konstruktive Vernunft besitzt. Und diese praktische Vernunft ist nichts weiter als die reine Vernunft, bezähmt vom Christentum. Es ist die reine Vernunft, die durch das Gesetz der Anziehungskraft dem kollektiven Denken unterworfen ist. Der „kategorische Imperativ" aber, der ein innerer Vorgang zu sein scheint, ist nichts als die innere Spiegelung eines sozialen Zustandes, der durch den christlichen Geist geschaffen ist. Es gibt also kein Entrinnen. Wir können uns von dem idealen Mittelpunkt, der uns beherrscht, so weit entfernen wie wir wollen. Wir können ungeheure Planetenbahnen beschreiben. Aber immer müssen wir uns um den ewigen Mittelpunkt drehen.

Alle die, welche seit Bacon bis zu unseren Tagen sich bemüht haben, „neue Organe" der Erkenntnis zu verfertigen, um neue Methoden zu befolgen und eine rein realistische sowie praktische Wissenschaft zu begründen, sie alle haben kein neues Planetensystem neben dem früheren zu schaffen vermocht. Soweit ihre Arbeit wirklich die Erfindungen beeinflußt hat, auf die unser Jahrhundert stolz ist, besitzt sie ihren

Nutzen. Sie haben dem Menschen gewisse Bequemlichkeiten verschafft, die keineswegs unangenehm wirken, wie zum Beispiel die Möglichkeit des schnellen Reisens, obwohl man unglücklicherweise dabei genau an demselben Orte anlangt wie bei langsamerer Reise. Aber ihr idealer Wert ist gleich Null, und, statt die Metaphysik zu entthronen, haben sie ihr dienen und sie vielleicht sogar begünstigen müssen. Sie wollten Herren sein und haben es kaum dazu gebracht, daß sie Diener sind. Wer den Glauben und die Vernunft verachtet, um sich den Experimenten zu widmen, und den Telegraphen oder das Telephon erfindet, der sollte nicht meinen, daß er die „alten Ideen" zerstört habe. Er hat lediglich für ihre schnellere und ihre größere Verbreitung gearbeitet.

Ich befand mich eines Tages in dem Gemälde-Museum zu Antwerpen und betrachtete das Abendmahl von Jordaens, als ich meine Dienerin nach mir suchen sah, eine gesunde und pausbäckige Flämin. Sie brachte mir eine jener kleinen Metallmarken, die man am Eingang der Museen beim Abgeben der Spazierstöcke oder Schirme erhält. Ohne Anstrengung konnte man verstehen, daß ich bei gutem Wetter das Haus verlassen hatte. Seitdem hatte es zu regnen begonnen, was in diesem Lande fast täglich vorkommt. Und meine gute Schaffnerin war so aufmerksam, mir einen Schirm zu bringen. So war es denn auch. Als ich dann das Museum verließ, hatte es zu regnen aufgehört, so daß ich mit dem Schirm unter dem Arm nach Hause ging. Da aber fiel mir ein Gedanke ein, der jetzt wieder in meinem Gedächtnis auftaucht und hier nach meiner Ansicht sehr angebracht ist. Mir fiel damals ein, daß in diesem mehr als alltäglichen Vorgang ich, nicht durch mein eigenes Verdienst, sondern auf Grund der besonderen Umstände, die Rolle der ewigen Kraft des Ideals, das in uns ist, gespielt hatte und daß meine Dienerin, ohne es zu wissen, praktische Experimentalwissenschaft getrieben hatte. Ich danke den gelehrten und klugen Menschen, die uns

das Fernrohr und das Mikroskop, die Eisenbahn und die Dampfschiffahrt, den Telegraphen und das Telephon, den Blitzableiter, das elektrische Licht und die X-Strahlen gebracht haben. Ihnen allen müssen wir für die Mühen danken, die es sie gekostet hat, so wie ich meiner Dienerin für ihre gute Absicht und für ihre Mühe dankte, die es sie gekostet hatte, mir den Schirm zu bringen. Aber auf der anderen Seite muß ich betonen, daß alle diese schönen Erfindungen mir gar nichts nützen, wenn ich mich nur zwei Handbreit über die alltäglichen Banalitäten meiner Umgebung erheben will und wenn ich das Licht und die Wärme eines großen und reinen Gedankens fühle.

Damit die christliche Philosophie keine konventionelle Formel sei, damit sie das Leben der Menschen wirklich beeinflusse, muß sie sich über dieses Leben erheben, ebenso wie die Gesetze und wie die Kunst. Eine kosmopolitische Gesetzgebung und eine kosmopolitische Kunst sind vergängliche Sommerwölkchen. Und eine Universalphilosophie, wie die Scholastik es sein wollte, beweist das Gegenteil von dem, was sie behauptet. Wenn man das Leben verschiedener Völker mit verschiedenen Ursprüngen und verschiedener Geschichte unter die Aktion einer unveränderlichen Ideologie stellen will, so erreicht man damit nur, daß diese Ideologie zu einem Etikett wird, zu einer Marke, die zwar eine scheinbare Einheit schafft, unter der sich aber die besonderen Kräfte der einzelnen Völker verbergen, stets bereit hervorzubrechen, und zwar mit um so größerer Gewalt hervorzubrechen, je länger die Zeit des erzwungenen Stillschweigens gedauert hat. Die wichtigste Philosophie eines jeden Volkes ist also seine eigene, obwohl sie vielleicht an Wert hinter den Nachahmungen ausländischer Philosophen bedeutend zurückbleiben mag. Das Ausländische ist dem Wandel unterworfen, es folgt der Mode, während das Eigene und Einheimische dauernd ist. Es ist die Grundlage,

auf der man aufbauen muß, auf der man insbesondere dann aufbauen muß, wenn das Fremde niedergebrochen ist.

Woher kommt es, daß die einfach äußerliche Auffassung der Dinge jetzt mehr denn je sich der Hochachtung der Welt erfreut? Offenbar scheut man sich davor, den wahren Grund der Dinge kennenzulernen. Wir werden von der Manie der Vereinheitlichung beherrscht und da uns die Ruhe fehlt, um die Erfüllung dieser Aufgabe der Zeit zu überlassen, so beeilen wir uns, äußerliche Einheiten zu schaffen, wobei wir auf die wirkliche oder vorgeschützte Blindheit derer rechnen, die Zeugen dieser Manipulation sind. Wenn ich ein Freund der Aufstellung von „Dilemmas" wäre, so würde ich eines empfehlen, das würdig wäre, als Gegenstück für das berühmte Dilemma Omars zu dienen, der die Bibliothek von Alexandrien den Flammen überlieferte. Ich würde sagen: entweder müssen die Menschen von Natur einen einzigen homogenen Organismus bilden, oder sie müssen die Unterschiede verstärken, die zwischen ihren verschiedenen Gruppenbildungen bestehen. Wenn wir der Ansicht sind, daß sie für die Einheit geschaffen sind, so sollten wir uns damit beruhigen und geduldig an unsere Lage glauben. Wenn wir der Ansicht sind, daß die Menschen für die Trennung geschaffen sind, so sollten wir die Augen nicht schließen und nicht wider den Strom schwimmen. Natürlich wird es auch an solchen nicht fehlen, welche meinen, daß das Dilemma eine dritte Lösung zuläßt: nämlich daß die Menschen sich überhaupt in keiner Richtung bewegen sollten, sondern daß von Zeit zu Zeit ein Genie kommen muß, das sie führt. Es ist wahrscheinlich, daß jeder, der so denkt, zugleich sich selbst für das Genie hält, das vom Schicksal dazu bestimmt ist, seinesgleichen wie eine Herde Schafe zu führen. Einer Auffassung von so hervorragender Torheit aber wäre entgegenzuhalten, daß er seinesgleichen gar nicht kennt, daß die Menschen, die andere Menschen geführt zu haben vermeinen, nichts weiter als Körperschaften

von Menschen, das heißt Körper und nicht Seelen geführt haben, daß die Seelen sich nur von göttlichen Geistern führen lassen und daß die Gebärmutter der Menschheit schon seit Jahrhunderten verdorrt ist und keine neuen Götter gebiert.

Die äußerlichen und konventionellen Einheiten können die wirkliche Mannigfaltigkeit der Dinge nicht aufheben. Sie dienen nur dazu, sie zu verdecken. Die Reformation war nichts weiter als die Aeußerung eines latenten Aufruhrs bei Geistern, die vielleicht niemals wirklich christlich gewesen waren, die den wahren Sinn des Christentums nicht verstehen konnten, weil sie noch nicht von der Unzulänglichkeit der Vernunfttätigkeit überzeugt waren, und die bei der Erklärung der Gewissensfreiheit in ihrer Weise genau so logisch verfuhren wie die Erben des griechisch-römischen Geistes, die sich gegen die blinde und unbedingte Unterwerfung unter den Glauben wehrten. Ebenso hat die schismatische griechische Religion eine äußerliche Einheit geschaffen, in der die slawischen Völker verblieben und untergingen. Aber die Zukunft wird über diese Einheit Rechenschaft ablegen. Dabei ist es unwesentlich, daß die politischen Autoritäten, die mit einer schrecklichen Macht bewaffnet und mit der religiösen Autorität verschmolzen sind, den künstlichen Bau der griechischen Religion aufrechtzuerhalten sich bemühen. Wer in Berührung mit dem russischen Volke kommt, wird seine innere Unruhe bemerken, die offenbar die Vorläuferin einer kommenden Explosion ist, die allgemeine Sehnsucht danach, die dicke Kruste byzantinischer Religion zu durchbrechen, welche die natürlichen Energien unterdrückt und sie daran hindert, sich in voller Reinheit und Spontaneität zu zeigen. In unseren Tagen wird leidenschaftlich an der Bekehrung der afrikanischen Neger gearbeitet. In kurzer Zeit wird man uns vielleicht sogar erzählen können, daß alle Neger Katechumenen geworden sind, und in einigen Jahrhunderten werden sie vielleicht als Anbeter roher Gottheiten auftreten, die kaum über

den Fetischen stehen, die sie jetzt anbeten. In ihrer Lebensführung aber werden sie dann nach wie vor den heimischen Sitten folgen.

Das wahre Christentum ist keine philanthropische Bemühung zugunsten niederer Rassen, sondern ein bewußt bekannter Glaube. Und als solcher ist es ungeeignet für primitive Völker, in denen es nur dann Wurzeln schlagen kann, wenn es neben der ununterbrochenen Einwirkung einer höheren Rasse herläuft, das heißt, wenn das primitive Volk durch das tägliche Leben und durch das Kreuz mit einem zivilisierten Volke vermischt, wenn es von diesem Volk beherrscht und erzogen wird, so wie dies bei den Völkern der Fall war, die von Spanien entdeckt und unterworfen wurden. Der allgemeine oder katholische Charakter des Christentums steht diesem Gedanken nicht im Wege. Alle Menschen sind sterblich. Wenn man uns jedoch fragt, ob es denkbar sei, daß alle Einwohner einer Stadt in demselben Augenblick sterben, so werden wir mit Nein antworten, indem wir uns dabei auf das stützen, was man „die Erfahrung des Instinktes" nennen könnte und was Balmes mit großer Klarheit als eine Art der Gewißheit analysiert hat. Wenn aber trotzdem der abnorme Fall einträte, daß eine ganze Bevölkerung in ein und demselben Augenblicke stürbe, so würden wir trotzdem das wirkliche Bestehen eines „gleichzeitigen Todes" abstreiten und die Anomalie durch eine außergewöhnliche Ursache erklären: zum Beispiel durch eine Epidemie. In demselben Sinne können alle Menschen Katechumenen werden, aber nicht alle auf einmal. Wenn wir sehen, daß in den Urzeiten des Christentums die Völker sich in Massen bekehrten, so müssen wir das auf eine außergewöhnliche Ursache zurückführen und diese Ursache war der ideale Zusammenbruch des griechisch-römischen Geistes.

Es würde also ein sehr fruchtbares und in keiner Weise gefährliches Unterfangen sein, die philosophische Einheit zu

zerbrechen. Der Geist Spaniens ist den furchtbarsten Pressionen unterworfen gewesen, die jemals von dem allergrößten Fanatismus und Exklusivismus erfunden wurden. Statt aber sich dagegen aufzulehnen, hat dieser Geist es verstanden, selbst zugleich Richter und Verbrecher, Opfer und Henker zu sein, und ist schließlich aus spontaner Anstrengung viel weiter gelangt, als wohin er durch Zwang hätte gebracht werden können. Die „Geschichte der spanischen Heterodoxen" ist von Menéndez y Pelayo geschrieben worden, von einem Spanier, der ein so weites und unbefangenes Urteil hatte, daß er sogar den verstocktesten Ketzern hätte Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn er im Verlauf seiner Forschungen überhaupt auf solche gestoßen wäre. Aber man kann ohne Sorge sein: in Spanien gibt es keinen Ketzer, der sich auch nur um zwei Daumenbreiten über den Boden erhebt. Wenn es einer sich einfallen ließ, Ketzer zu sein, so hatte er Zeit und Mühe verloren, da sich niemand um ihn kümmerte. Wenn der Mensch auf vielen Gebieten des Lebens der Mitarbeit seiner Mitmenschen bedarf, so ist das im Sektenwesen dermaßen entscheidend, daß die Bedeutung einer religiösen Abweichung sich weniger an ihrer doktrinären Grundlage als an der Zahl ihrer Anhänger ermessen läßt. Spanien war mit seinem religiösen Ideal verschmolzen. Und wenn sich auch viele Sektierer bemüht hätten, es zu „entkatholisieren", so würden sie nichts weiter erreicht haben, als daß sie ein wenig an der äußeren Rinde der Nation gekratzt hätten.

Aber nachdem mehrere Jahrhunderte des Schweigens dahingegangen sind, hat man Angst vor der menschlichen Stimme bekommen, und es fehlt an Takt, um die Worte nach ihrem Werte einzuschätzen und nicht nach dem Geräusch, das sie verursachen. Sobald man daher den widerspenstigen und undisziplinierten Geistern auch nur geringe Freiheiten einräumt, tritt eine sehr große Unruhe ein. Man will nicht einsehen, daß die Bedeutung dessen, was sie sagen, nicht in dem liegt,

was sie sagen, sondern in der Erregung, die sie bei ihren Zuhörern hervorrufen. Gewöhnt, die Einheit der Lehre durch Anwendung von Gewalt aufrechtzuerhalten, schmerzt es sie, für ihre Aufrechterhaltung jetzt mit geistiger Anstrengung zu kämpfen. Dabei aber wird übersehen, daß die Gewalt nicht nur die abweichenden Anschauungen, sondern zu gleicher Zeit auch den Glauben selbst zerstört, den man verteidigen wollte. Einer der Irrtümer, die mit dem größten Scheine der Wahrheit die Welt durchlaufen, ist, daß die zur Reformation übergetretenen Völker eine höhere Kultur, einen größeren Reichtum, einen stärkeren politischen Einfluß erlangt hätten als die, welche dem Katholizismus treu geblieben sind. Ich habe mehrere Jahre in Belgien gelebt und kann nur sagen, daß dort ein Volk wohnt, das ebenso fortgeschritten ist wie irgendein anderes auf dem Gebiet, das nach heutiger Ansicht die Zivilisation bedeutet (wobei man leider die Kilometerzahl der Eisenbahnstrecken höher schätzt als die Kunstwerke). In Belgien wohnt ein katholisches Volk, das im Grunde genommen noch katholischer ist als das spanische. Aber in Belgien leben auch andere Konfessionen und außerdem starke antikatholische Gruppen. Die dortigen Katholiken müssen deshalb aufmerksam und wachsam sein, sie müssen kämpfen und kämpfen mit demselben Feuer wie zu den Zeiten des Herzogs von Alba.

Die Schwäche des Katholizismus liegt nicht, wie man oft glaubt, in der Starrheit seiner Dogmen. Sie liegt in dem Stumpfsinn, der in einigen Völkern, namentlich in dem Spaniens, durch die systematische Anwendung von Gewalt erzeugt ist. Wenn man in Spanien einen nationalen Charakter aufrichten will, so muß das auf dem Untergrunde der Ueberlieferung geschehen. Das ist zugleich logisch und erhaben. Da wir uns für die Verteidigung des Katholizismus ruiniert haben, so würde es keine größere Schande geben, als wenn wir zu Verrätern an unseren Vorfahren würden und wenn

wir zu dem Jammer einer Niederlage, die vielleicht vorübergehend ist, noch die Demütigung hinzufügten, daß wir uns dem Einflusse der Ideen unserer Sieger unterwürfen. Aber gerade weil das so sonnenklar ist, deshalb darf die Freiheit uns in keiner Weise schrecken. Heutzutage sind Ketzer unmöglich, weil das Uebermaß der Publizität zwar die Verbreitung der Ideen begünstigt, zugleich aber ihnen die Intensität und die Wärme nimmt, die notwendig sind, damit sie sich energisch einprägen und Sekten ins Leben rufen. Die, welche sich zu Reformatoren aufwerfen, können nichts Dauerndes schaffen: sie verlieren schnell ihre Illusionen und nehmen schließlich ein öffentliches Amt oder eine bezahlte Stellung an. Diese ihre Konzessionen aber sind keineswegs unberechtigt, weil sie die Belohnung für einen der Nation geleisteten Dienst darstellen: nämlich die Erregung und Belebung der wirklich nationalen Energien, die eingeschlafen und gleichsam zur Mumie geworden waren. Man kann von ihnen sagen, was von den Gewürzen gilt: man darf sie nicht im Ueberfluß essen, aber sie sind äußerst nützlich in der Hand eines geschickten Koches. Wenn man einige Freidenker anstellen und einige Protestanten mieten könnte, um sie dann nach Spanien zu bringen, so würde das vielleicht die Schwierigkeit beseitigen, ohne daß dadurch die spanischen Gefühle beeinträchtigt würden. Da das aber unmöglich ist, so bleibt nichts anderes übrig, als daß man ihnen gestattet, sich zu Hause auszubilden, und Toleranz übt, ja vielleicht, wenn es nötig werden sollte, sie besoldet.

Als Kind habe ich eine schaurige Geschichte gelesen, die in einem Lande nahe am Nordpol sich ereignet hatte. Ein Mann fuhr mit fünf Söhnen in einem Schlitten über Land. Der unglückliche Reisende wurde von einem Rudel hungriger Wölfe angefallen, deren Geheul ihn immer mehr erschreckte und die ihm immer näher kamen, bis sie auf die Pferde vor dem Schlitten sprangen. In dieser verzweifelten Lage hatte

er einen schrecklichen Gedanken: er packte einen seiner Söhne, den jüngsten, und warf ihn mitten unter die Wölfe. Wütend und aufgeregt kämpften diese um ihre Beute, während er seinen Weg eiligst weiter verfolgte und an einen Ort gelangte, wo er Zuflucht und Schutz fand. Spanien muß ebenso handeln wie dieser Vater, in dem Wildheit neben größter Liebe wohnte. Nicht umsonst ist es die Heimat Guzmans des Guten, der seinen Sohn vor den Mauern von Tarifa enthaupten ließ. Einige zarte Seelen werden gewiß sagen, daß das Mittel allzu brutal ist. Aber angesichts des geistigen Ruins Spaniens muß man an die Stelle, wo das Herz ist, einen Stein legen und muß man den Wölfen selbst eine Million Spanier preisgeben, es sei denn, daß wir uns lieber den Säuen vorwerfen wollten.

Das schwierigste Problem der Psychologie, an dem die vorsichtigsten Forscher und Beobachter gescheitert sind, ist, zwischen der inneren Erfahrung und den äußeren Erscheinungen ein logisches Band zu finden. Manche Psychologen bauen gefährliche Ideologien auf, indem sie die in ihrem Inneren wahrgenommenen Tatsachen als allgemeine Prinzipien aufstellen. Andere schmieden Phänomenologien ohne Grundlagen, indem sie rein objektive Beobachtungen aneinanderknüpfen. Wieder andere sind so umsichtig, daß sie diese beiden Ergebnisse verschmelzen und das, was sie in anderen Menschen bemerken, durch ähnliche Vorgänge, die sie in ihrem Inneren entdeckt haben, erklären. Das Ergebnis bleibt jedoch stets unsicher, weil manchmal zwei gleiche psychologische Subjekte entgegengesetzte Aktionen hervorbringen, während im wirklichen Leben zwei entgegengesetzte Subjekte oft identische Erscheinungsformen zeigen. Wenn wir zum Beispiel den Misanthropen als Typus nehmen, so kann es vorkommen, daß er im wirklichen Leben uns in der Gestalt eines Asketen oder eines Demagogen entgegentritt. Der psy-

chologische Charakter, also das Wichtigste, ist identisch in beiden Fällen: Ein Mensch, dem es an sentimentalem Trieb fehlt, ein Unzugänglicher, der inmitten der Welt vereinsamt lebt, ist wie ein Schiff, dem es an Tauen fehlt und das im Hafen nicht anlegen kann. Dabei kann aber ein solcher Mensch ebenso in einer Klosterzelle leben wie er die Volksmassen bewegen kann, indem er Gedanken aussät, die infolge des Fehlens einer Verbindung mit den Gedankengängen der Gemeinschaft notwendigerweise zersetzend wirken müssen.

Nach meinem Gefühl sind die beiden einander so unähnlichen Gestalten eines Kempis und eines Proudhon in psychologischer Hinsicht identisch. Der eine denkt inmitten des Schweigens, und der andere inmitten des Tumultes. Aber beide sind einsame Denker, beide haben eine gleich negative Auffassung vom Leben, obwohl sie bei dem einen durch das Mittel des Glaubens korrigiert und zur Sanftmut abgemildert und bei dem anderen in eine Waffe der Zerstörung umgewandelt und zugespitzt wird.

Dagegen sind zwei anscheinend ähnliche Charaktere wie Kempis und der Pater Granada diametral entgegengesetzte Naturen: Kempis erhebt sich durch die Abstraktion zur Askese und ist ein ontologischer Geist. Soweit die Abstraktion ihn nicht aufrecht erhält, verfällt er in die dürrste, fleischlose Prosa. Der Pater Granada erhebt sich zur Mystik, indem er sich auf seine wunderbare Kenntnis der Wirklichkeit und seine positive Liebe zur lebenden Menschheit stützt. Er ist ein realistischer Geist und seine Gedanken sind stets menschlich. Von dem einen kann man sagen, daß er eine kränkliche lymphatische Seele, und von dem anderen, daß er eine robuste, sanguinische Seele hat.

Gleicherweise genügt es beim Studium der psychologischen Struktur eines Landes nicht, den äußerlichen Mechanismus ins Auge zu fassen. Es ist auch unvorsichtig, wenn man ihn vermittelst einer phantastischen Ideologie erklären will. Man

muß tiefer hinabsteigen und in der Wirklichkeit selbst den nicht mehr aufzulösenden Kern suchen, von dem alle Entwicklungen ausgehen, die im Laufe der Zeit das Antlitz dieses Landes verändern. Und wie im Grunde genommen in jeder Hinsicht die Erde das einzige ist, welches für uns bleibenden Charakter besitzt, so wird dieser Kern in dem bodenständigen „Geiste der heimischen Erde" zu finden sein. Die Religion ist zwar bereits etwas Tiefes im Wesen einer Nation. Aber sie ist noch nicht das Tiefste. Die Religion ist Wandlungen unterworfen, während der Geist der heimischen Erde unwandelbar ist, da die geologischen Umwälzungen sich in so großen Zwischenräumen vollziehen, daß verschiedene Zivilisationen entstehen und vergehen können, ohne daß der Boden, auf dem sie ihre Heimat haben, irgendwie sich in sichtbarer Weise geändert hätte. Wenn die Forschung sich demgemäß auf eine Ergründung des religiösen, des künstlerischen oder des juristischen Geistes beschränkt, so kann es vorkommen, daß sie nur Aeußerlichkeiten entdeckt und daß sie scheinbare Analogien da feststellt, wo bei einem Eingehen auf die Leben erzeugenden Grundlagen klar erkennbare Gegensätze vorliegen.

Die ideale Entwicklung Spaniens kann nur so erklärt werden, daß man alle äußeren Ereignisse seiner Geschichte im Gegensatz zu dem dauernden, unveränderlichen Geiste auffaßt, den der Boden der Heimat in uns geschaffen, den er uns eingeflößt und in uns aufrechterhalten hat. Wie es Festländer, Halbinseln und Inseln gibt, so gibt es auch festländische, halbinsulare und insulare Geister. Die Länder haben einen natürlichen Charakter, der von der Breite sowie Zusammensetzung ihrer Masse abhängt, und zweitens einen verhältnismäßigen Charakter, der aus ihrer Lage im Verhältnis zu anderen entspringt. Eine Insel sucht entweder Stütze an dem Festland, von dem es gleichsam ein Anhängsel ist, oder reagiert gegen das Festland, falls ihre eigenen Kräfte es ihr gestatten. Eine Halbinsel braucht eine solche Stütze nicht erst

zu suchen, da sie bereits von Natur aus vorhanden ist, und sie reagiert mit um so größerer Gewalt gegen ihr Festland, je weiter sie vom festländischen Mittelpunkt entfernt ist. Ein Festland ist eine ins Gleichgewicht gebrachte, statische Masse, die als Mittelpunkt dauernder Anziehungskraft wirkt. Die ideale Entwicklung geht auf Inseln schneller als auf Halbinseln vor sich, auf diesen immer noch schneller als in den Festländern und an der Küste schneller als im Innern. Die Entwicklung eines Gebietes oder seiner Einwohner steht im direkten Verhältnis zu seiner Entfernung vom Mittelpunkt der territorialen Einheiten, weil die Entfernung außer der Reaktionsbewegung eine andere parallele Bewegung geistiger Erregung hervorruft.

Vergleicht man die besonderen Charakterzüge, die die immanenten Beziehungen der Gebiete in den verschiedenen Gesellschaftsgruppen annehmen, so beobachtet man, daß bei den festländischen Völkern der wesentliche Zug in der Widerstandskraft besteht, bei den Bewohnern von Halbinseln in dem Unabhängigkeitsgefühl und bei den Bewohnern von Inseln in der Neigung zum Angriff. Das allgemeine Prinzip ist überall dasselbe: die Selbstbehauptung. Aber die Bewohner des Festlandes, die untereinander durch häufige und zwangsmäßige Beziehungen verbunden sind, vertrauen diese Selbstbehauptung der Widerstandskraft an. Die Bewohner von Halbinseln leben zwar isolierter, wenn auch nicht vor allen Angriffen und Invasionen sicher. Sie brauchen also keine dauernde Organisation zu Verteidigungszwecken, sondern nur eine Einheit für den Fall der Gefahr. Und sie vertrauen diese dem Unabhängigkeitsgefühl an, das sich im Falle von Angriffen verschärft und erbittert wird. Die Bewohner von Inseln leben in einem isolierten Gebiet, dessen Grenzen fest und unveränderlich sind. Sie sind deshalb den Invasionen weniger ausgesetzt und neigen daher zum Angriff, falls die Notwendigkeit einer Aktion sie dazu verpflichtet. Dabei darf

man keineswegs annehmen, daß diese sozialen Gemeinschaften geographische Kenntnisse besitzen müssen, um die Eigenart ihres Gebietes zu begreifen. Die aufgespeicherten geschichtlichen Erfahrungen geben ihnen eine vollkommene Kenntnis an die Hand. Der Bewohner einer Insel weiß, daß seine sicherste Verteidigung in seiner Isolierung liegt. Er kann eine fremde Herrschaft annehmen, wenn es ihm an Kraft gebricht, um seine Unabhängigkeit zu bewahren. Aber er ist tatsächlich unabhängig und er weiß außerdem, daß die charakterbildende Kraft seines Inselbodens so stark ist, daß fremde Elemente, die sich auf ihm eingedrängt haben, binnen kurzem das Gefühl der Autonomie erwerben. Im Gegensatz hierzu vertraut sich der Bewohner des Festlandes nicht seinem Boden an, der ihm keine genügende Sicherheit bietet. Dafür entwickelt er den Geist der Widerstandskraft um so mehr. Da er sich aber auf die Kraft seines Charakters, also auf die Passivität, verläßt, so wird er sich mitten unter seinen Beherrschern rein erhalten. Der Bewohner einer Halbinsel kennt den schwachen Punkt seines Gebietes, da er über ihn hinweg alle Invasionen hat kommen sehen. Aber sein Geist des Widerstandes hat aus Mangel an fortwährenden Beziehungen zu anderen Völkern keine feste Gestalt annehmen können. Er läßt deshalb die Invasion leicht zu, aber er kämpft in seinem eigenen Heim für seine Unabhängigkeit. Und wenn er besiegt ist, so vermischt er sich leichter als die Bewohner von Festländern mit den Siegern.

Solange der Geist des heimatlichen Gebietes sich noch nicht herausgebildet hat, wird er vom politischen Geiste, das heißt von dem Bürgersinn ersetzt. Und wenn dieser feste Form angenommen hat, so ähnelt er dem insularen Geiste, weil der Mensch, der innerhalb einer geschlossenen oder von Mauern umgebenen Einheit wohnt, das Gefühl hat, daß er einen Körper bildet, der von seiner Umgebung abgetrennt ist. Rom und Carthago waren Städte mit Inselcharakter. Ihre An-

griffskraft war ebenso groß, wie ihre Widerstandskraft gering war. Carthago unterlag einem Angriff Roms und Rom war kurz vorher nahe daran gewesen, den Herren Carthagos zu unterliegen.

Das typische Inselvolk sind die Engländer, und die Geschichte Englands ist, seitdem es eine englische Nation gibt, die eines permanenten Angriffs. Seine Angriffe haben nicht dieselbe Form wie die der festländischen Nationen. Sie sind vorbedacht und so sicher wie die des Tigers, der auf der Lauer liegt, um sich mit einem Sprung auf seine Beute zu stürzen. Dies aber ist kein Ergebnis freiwilligen Entschlusses, sondern die Folge der territorialen Gestaltung des Landes; es ergibt sich aus der Notwendigkeit, große Seestreitkräfte zu unterhalten, und aus der Leichtigkeit, isolierte Angriffe, gegen die alle Vorsicht und alle Maßregeln zwecklos sind, mit diesen Mitteln durchzuführen. „Ich wünschte," hat Cobden gesagt, „daß ich eine Weltkarte nach Mercators Projektion sähe, in der alle Stellen rot angemerkt wären, an denen die Engländer eine Schlacht geliefert haben. Es würde in die Augen springen, daß das englische Volk, im Gegensatz zu allen anderen Völkern, seit sieben Jahrhunderten gegen auswärtige Feinde in allen Weltteilen außer in England kämpft. Ist es nötig, noch ein Wort darüber zu verlieren, ob wir das angriffslustigste Volk der Welt sind?" Dazu kann man hinzufügen, daß England, wenn es auf eigenem Boden kämpfen müßte, leichter als irgendein anderes Volk zu besiegen wäre. „Wenn die ‚unbesiegliche Armada' nicht untergegangen wäre, und wenn die spanischen Regimenter den Fuß auf englischen Boden gesetzt hätten," schreibt Macaulay, „würden sich die ungeheuren Niederlagen Roms während Hannibals italienischer Expedition wiederholt haben." Macaulay begründete seine Ansicht mit der Ueberlegenheit der spanischen Soldaten. Aber es würde vielleicht richtiger sein, wenn man sagte, daß England die Ursache der Schwäche für

den Fall eines Verteidigungskrieges in sich selbst trug und trägt, ebenso wie die Straflosigkeit, die es ständig für sich gesichert hat, daraus zu erklären ist, daß es dem Kontinent an den Vorbedingungen für einen Angriffskrieg, in dem hier gebrauchten Sinne, fehlt.

Wenn wir Frankreich als Beispiel einer festländischen Nation nehmen, so sehen wir, daß das in ihr vorherrschende Gefühl das des Patriotismus ist. In Spanien, wo wir uns als isoliert betrachten, da wir eine Halbinsel sind, drängen wir unser Gefühl auf den Punkt zusammen, von dem aus ein Angriff erfolgen kann. Aus dieser Konzentration entspringt das Gefühl der Unabhängigkeit. Wir sind nahezu unabhängig und wir möchten es ganz und gar sein. Frankreich hat veränderliche Grenzen mit anderen Völkern gemeinsam und kann sein Gebiet nicht als isoliert betrachten. Für Frankreich genügt der Gedanke der Unabhängigkeit nicht. Deshalb wird dort der Gedanke des Vaterlandes übertrieben, der sowohl im Augenblick der Gefahr wie in Friedenszeiten den inneren Zusammenhang weit zäher herstellt. Und dabei ist zu bedenken, daß in den festländischen Gebieten die Friedenszeit keine Zeit der Ruhe ist, sondern eine sanftere Form des Krieges und des Kampfes um die geistige Vorherrschaft.

Die Kriege Frankreichs sind stets Grenzkriege gewesen, zu Angriffs- oder zu Verteidigungszwecken. Aber sie blieben stets innerhalb der überlieferten Kategorie und entsprangen aus der Logik der Geschichte. Auch die ersten Kriege der französischen Revolution waren lediglich ideale Verteidigungs- oder ideale Expansionskriege. Die Angriffskriege beginnen erst mit dem Erscheinen Napoleons, der nicht nur ein Fremder war und Frankreich rein objektiv betrachtete, so daß er es als ein Werkzeug zur Befriedigung seines Ehrgeizes benutzen konnte, wie Taine behauptet und bewiesen hat, sondern der auch aus einer Insel stammte und eine Insel war, die auf das Festland niederstürzte. Wenn man auf einer militäri-

schen Karte die Strategie der napoleonischen Kriege verfolgt (die nicht ohne Grund napoleonische, aber nicht französische genannt werden), so wird klar, daß Napoleon seine Heere gerade so in Bewegung setzte, als ob sie Flotten wären. Seine Kriege sind tatsächlich Landkriege gewesen, aber in ihrer Auffassung waren es Seekriege. Daher auch die Verwirrung Europas, das nicht an Kämpfe solcher Art gewöhnt war. Europa kämpft gegen Napoleon in allen Formen, in denen überhaupt gekämpft werden kann: Spanien in einem Unabhängigkeitskrieg, England mit isolierten, treffsicheren Angriffen, das Festland mit seiner Widerstandskraft und schließlich Rußland, indem es seinen Rückzug benutzt. Nach meiner Ueberzeugung hätte nun Napoleon, wenn er alle seine Kräfte zusammengefaßt hätte, England angreifen und zerstören und vielleicht auch Spanien beherrschen können. Aber niemals hätte er über die passive Resistenz Rußlands triumphieren können. Dabei hat der Geist Napoleons in Frankreich so ausgeprägte Spuren hinterlassen, daß er während des zweiten Kaiserreiches in Gestalt absurder und den französischen Interessen widerstrebender Angriffe wiederauferstehn und daß er in der dritten Republik in noch degenerierterer Form bestehengeblieben ist. Diese hat nämlich koloniale Eroberungen im Namen eines Volkes gemacht, das kein kolonisatorisches Talent besitzt und das über die politische Beherrschung, das Protektorat, nicht hinauskommen kann, weil es seinem natürlichen Wesen widerstrebt, den heimischen Boden zu verlassen.

Spanien ist eine Halbinsel, noch schärfer gesagt, „die Halbinsel", weil keine Halbinsel der Inselgestalt so nahe kommt wie unser Land. Die Pyrenäen sind ein Isthmus und ein Wall. Sie verhindern die Invasionen zwar nicht, aber sie isolieren uns und gestatten uns die Aufrechterhaltung unseres unabhängigen Charakters. In Wirklichkeit haben wir uns selbst für Bewohner einer Insel gehalten und dieser Irr-

tum erklärt vielleicht viele Anomalien unserer Geschichte. Wir sind eine Insel, die zwischen zwei Festländern gelagert ist. Und wenn es im übertragenen Sinne überhaupt keinen Isthmus gibt, so gibt es im geschichtlichen Leben ihrer zwei: die Pyrenäen und die Straße von Gibraltar. Wir sind „ein Haus mit zwei Toren", das aus diesem Grunde „schwer zu bewachen" ist. Und da wir aus Furcht, daß die Kräfte zu ihrer Bewachung sich gegen uns selbst wenden könnten, beide Tore stets absichtlich unbewacht gelassen haben, so wurde unser Land zu einer Art internationalen Parkes, in dem alle Völker und alle Rassen sich zerstreuten, sobald es ihnen genehm war. Unsere Geschichte ist eine endlose Reihe von Invasionen und ein ununterbrochener Unabhängigkeitskrieg.

Aber wenn es Völker gibt, die nur im eigenen Land oder nahe seinen Grenzen gekämpft haben, und andere, die nur in fremdem Land und nicht im eigenen gekämpft haben, so hat unsere Nation sich überall in der Welt geschlagen. Diese Tatsache, die zu dem, was ich über unseren nationalen Geist gesagt habe, im Widerspruch zu stehen scheint, verdient eine Aufklärung. Wenn wir unserem Wesen nach nicht angriffslustig sind, wie ist unsere neuere Geschichte zu verstehen, in der Spanien, sobald es konstituiert ist, als kriegerisches Volk von Konquistadoren auftritt? Kommt das von dem bereits erwähnten Irrtum, daß wir uns für ein Inselvolk hielten, trotz der schweren Warnungen, die unsere schwierige geographische Lage uns zugehen ließ? Ich bin der Ansicht, daß dieser angriffslustige Geist vorhanden ist, daß er aber nichts als eine Umbildungsform des Unabhängigkeitsgefühles ist und daß er deshalb langsam mit den Ursachen dieser seiner Umbildung verschwinden wird.

Die Ursache dieser Umbildung leuchtet mit Sicherheit ein, wenn man ein auf den ersten Blick unerklärlich scheinendes Ereignis betrachtet, nämlich die außerordentlich lange

Dauer der arabischen Macht in Spanien. Es ging dabei ebenso wie bei dem Bestehen der europäischen Türkei. Sie ist nicht durch die eigene Lebenskraft des türkischen Volkes, sondern durch die Rivalität der Mächte, die unfähig sind, ihr gegenseitiges Mißtrauen und ihre Gekränktheiten zu beruhigen, zu erklären. Ebenso wurde das Bestehen der arabisch-spanischen Herrschaft in dem langen Zeitabschnitt ihres Niederganges hauptsächlich von der Eifersucht der spanischen Gebiete gehalten. Man will die Wiedereroberung, die Reconquista, vollenden, aber man fürchtet, was darauf folgen wird. Man arbeitet für den Sieg des Christentums, aber man hört nicht auf, sich um eine andere wichtige Frage zu sorgen: um die Bewahrung der Unabhängigkeit der verschiedenen territorialen Kleingebiete und der satzungsmäßigen Privilegien. Daher kommt dann jene absurde Politik der fortwährenden Erbteilung in den Staaten, die nicht aus väterlicher Liebe stammte (nach meiner persönlichen Ansicht hatten die mittelalterlichen Könige ein härteres Herz als die heutigen), sondern aus dem Verlangen der Gebiete und sogar der Städte, die ihrerseits den Unabhängigen spielen wollten. Auf jeden Schritt nach vorwärts folgt deshalb ein Halt und eine Ueberlegungspause. Alle sehen einander verstohlen an, vergleichen sich untereinander und messen nach, ob der eine stärker gewachsen ist als der andere und ob man ihn beim Genick packen und auf das gemeinsame Niveau herabdrücken soll. Selten tritt der Fall ein, daß Männer von kühnerem Gedankenflug an der Regierung sind, welche die Gleichheit im Kampf suchen und an Feuer sowie Anstrengung zu wetteifern wünschen. Die kleinen Staaten, die sich eingeschlossen und vom Kampfgebiet abgeschnitten sahen, verbündeten sich oder suchten ausländische Hilfe nach. Die aber, welche offene Grenzen hatten, wie das schließlich im Falle von Portugal, Castilien und Aragonien zutraf, die suchten das Gleichgewicht aufrechtzuerhalten.

Dieses Gleichgewicht mußte natürlich durchbrochen werden. Und schließlich wurde es klar, daß Castilien infolge seiner zentralen Lage den größten Anteil an dem Werk der Wiedereroberung hatte. Aber ebenso wie die kommende Hegemonie Castiliens die Unabhängigkeit der anderen bedrohte, so entfaltete sich spontan als Blüte unseres heimischen, der Erde entsprossenen Geistes der Gedanke, außerhalb des spanischen Gebietes eine Quelle der Kraft zu suchen, um sich unabhängig von Spanien zu machen. Portugal wandelte sich als atlantischer Seestaat in ein Volk von Seefahrern um und richtete seine Blicke nach dem afrikanischen Festland. Catalonien und Valencia stützten sich als Mittelmeerstaaten auf die Gebiete des Mittelmeeres und Italiens. So entsteht der spanische Konquistadorengeist, der sich von dem anderer Völker insofern unterscheidet, als alle anderen dann eroberten, wenn sie einen Kraftüberschuß hatten, Spanien dagegen ohne solche Kräfte und sogar zu ihrem Erwerb auf Eroberungen ausging. So sind wir zu sagenhaften Konquistadoren geworden, zu jenen furchtbaren Falken oder jugendlichen Adlern, von denen das berühmte Sonett des spanisch-französischen Dichters José María de Heredia spricht.

Der Konquistadorengeist tritt im Westen und im Osten Spaniens eher in die Erscheinung als im Mittelpunkte, in Castilien, das ihn dann später monopolisierte. In jedem Teile Spaniens aber trägt er einen anderen Charakter, weil das die Natur der Eroberungen mit sich brachte. In Portugal sind die Konquistadoren Seefahrer und Weltenentdecker. Aber sie fahren zur See und sie entdecken nicht aus Neugierde, da sie von dem Verlangen nach Herrschaft getrieben werden. In Catalonien und Aragonien findet man Spuren der typischen Konquistadoren, namentlich bei der berühmten Expedition gegen Türken und Griechen. Aber der überwiegende Zug ihres Wesens ist die Eroberung unter politischer und diplomatischer Unterstützung. „Die Einverleibung Navarras in

das Krongebiet von Spanien", hat Castelar gesagt, „ist ein Kapitel aus Machiavelli." Ferdinand der Katholische ist kein improvisierter Diplomat. Er ist ein Meister, der aus der italienischen Schule hervorgegangen war, und er ist viel schlauer als Machiavelli, der im Grunde genommen (man sehe keine ironische Absicht in meinen Worten) ein guter Kerl war, wie man heute sagen würde, ein ausgezeichneter Patriot, der in den Gedanken der italienischen Einheit verliebt war, der sich danach sehnte, daß sein Vaterland groß und stark sei wie die anderen, und der überzeugt war, daß sein Gedanke durch keine anderen als die von den Gegnern angewandten Mittel in die Wirklichkeit umgesetzt werden könnte. Machiavelli hat auf sein Haupt das ganze Odium vereinigt, das gewundene und hinterhältige Gedanken begleitet. Aber er hat nur das beschrieben und in ein System gebracht, was zu seiner Zeit Fürsten ausübten, die man für äußerst christlich hält. Die Konquistadoren des spanischen Ostens waren außerdem höher gebildet, da sie sich ihrer Umgebung anpassen mußten. In Italien haben wir gezwungenerweise die feine Diplomatie gelernt und in Italien haben wir die Krieger des granadischen Kreises in ein Heer umgewandelt, dessen Organisation die beste war, deren unsere geringe Begabung für Organisation fähig war.

In Castilien entspringt der Geist der Konquistadoren aus dem der Rivalität und stützt er sich auf die Religion. Die natürliche Tendenz für Castilien wäre gewesen, den Kampf gegen die Herrschaft der Muselmanen auf afrikanischem Boden fortzusetzen, von wo auch noch immer Angriffe und Reaktionen zu befürchten waren. Aber Colón (Kolumbus) legte sich ins Mittel und die Streitkräfte, die gegen Afrika hätten marschieren sollen, wurden nach Amerika gelenkt. Die politische Organisation, die von den katholischen Königen der Nation gegeben war, hätte durch eine geistige Restauration ergänzt werden müssen, die den Werken des Geistes einen

weiteren Spielraum im Leben gegeben und dann die materiellen Kräfte des Landes, das durch die Kriege verarmt war, wiederhergestellt hätte. Aber solche Unternehmungen setzen große Beharrlichkeit und große Anstrengungen voraus. Die erste von ihnen wurde in glänzender Weise begonnen, da der Anstoß dazu von den Königen und von den auserwählten Männern ausging, mit denen sie sich klugerweise umgeben hatten. Aber die zweite dieser Unternehmungen wäre mehr das Werk der Arme als das der Köpfe gewesen und hätte mehr Schweiß als Redegewandtheit gekostet. Sie hätte auf den Schultern des arbeitenden Volkes ruhen müssen. Das Volk aber war kaum zu solcher Arbeit aufgelegt und begrüßte deshalb die Nachricht von der Entdeckung der Neuen Welt mit Jubel. Diese Welt zog es an und verführte es wie ein Zauberbild. Das Volk ließ die prosaischen Handwerkszeuge der Arbeit liegen. Jeder, der nur immer konnte, schiffte sich ein, auf der Suche nach persönlicher Unabhängigkeit, die durch das „Gold" symbolisiert wurde, nicht das Gold, das man im Handel und in der Industrie verdient, sondern das pure Gold, das man in Klumpen findet.

So ist der Geist der Angriffslust, den man uns gewöhnlich zuschreibt, lediglich, wie bereits gesagt, eine Uebergangsform des Geistes unseres heimischen Gebietes: er hat den Charakter eines wesentlichen Bestandteiles unserer Rasse nur infolge seiner langen Dauer erwerben können. Aber er ist nicht wirklich mit uns verwachsen und muß von selbst erlöschen, sobald das letzte Echo der Politik, der er seine Entstehung verdankt, verhallt sein wird. In der Geschichte Spaniens tritt überhaupt nur ein einziger Versuch eines wirklichen Angriffes auf: die Entsendung der unbesieglichen Armada gegen England. Und man weiß, daß dieses Abenteuer, dessen Ausgang für uns ebenso verhängnisvoll wie logisch war, nicht von uns allein ausging: unser war der Arm, aber unser war nicht der Gedanke, wie ja in dem politischen und dem religiösen Inter-

esse nicht das ganze Gedankenleben einer Nation enthalten ist. Eine Prüfung der Dokumente über die Diplomatie des Heiligen Stuhles in Spanien (der vor kurzem ein sehr kundiger spanischer Schriftsteller, Ricardo de Hinojosa, eine Arbeit gewidmet hat) beweist, daß, wenn Spanien einen Augenblick daran dachte, den englischen Beschützer und Helfershelfer der flämischen Rebellen anzugreifen, dieser Gedanke von der Kirche in Rom mit ebenso großer oder noch größerer Zähigkeit unterhalten und gestützt und zu neuem Leben erweckt wurde, wie der Gedanke der Gründung einer Liga gegen die Türken, die einer berechtigteren Auffassung entsprach: der Verteidigung gegen eine Macht, die auf ihrem Höhepunkt angelangt war und durch ihre gewaltsame Politik die Interessen ganz Europas bedrohte.

Auch in unserer inneren Geschichte, die ja leider an Bürgerkriegen überreich ist, gibt es gleichfalls keine Angriffskriege, sondern nur Kämpfe um die Unabhängigkeit. Die Einheit Spaniens entsteht aus dem Frieden und als Folge von Verwandtschaften und Erbschaften. So wurden Argonien und Catalonien, Castilien und Aragonien sowie Spanien und Portugal vereinigt. Kriege treten nur bei Trennungen auf, indem man einerseits für die Unabhängigkeit und anderseits für die Aufrechterhaltung der Einheit, das heißt für das bestehende politische Verhältnis kämpft. Und insofern fehlt es an jedem Angriff von irgendeiner Seite. Ein Vorkommnis wie die Besitzergreifung Gibraltars durch England ohne jedes Recht oder jede Präzedenz, die ein Recht gäbe, aus reiner Berechnung und aus Gründen der Nützlichkeit, ist in unserer Geschichte unauffindbar.

Gewöhnlich wird der Ausdruck „kriegerischer Geist" unterschiedslos dem Ausdruck „militärischer Geist" gleichgestellt, während für mein Gefühl kaum ein größerer Gegensatz als der zwischen diesen beiden denkbar ist. Auf den ersten Blick

sieht man, daß der kriegerische Geist spontaner Natur ist und der militärische Geist auf bewußter Ueberlegung beruht, daß der eine aus dem Individuum und der andere aus der Gesellschaft hervorgeht, sowie daß der eine eine Anstrengung gegen die Organisation, der andere aber eine Anstrengung der Organisation ist. Ein Mensch, der bis an die Zähne bewaffnet ist, liefert den Beweis seiner Schwäche, wenn nicht seiner Feigheit. Ein Mensch, der ohne Waffen kämpft, gibt zu verstehen, daß er unbegrenztes Vertrauen in seinen Mut setzt. Ein Land, das seinen eigenen Kräften vertraut, verachtet den Militarismus, und ein Land, das ängstlich ist, das sich nicht sicher fühlt, verläßt sich auf Kasernen. Die Spanier aber sind, wie das Wesen ihres bodenständigen Geistes es verlangt, ein kriegerisches und kein militärisches Volk.

Welche Seite wir auch in der Geschichte Spaniens nachlesen mögen, überall stoßen wir auf dasselbe Bild: ein Volk, das ohne Organisation kämpft. In der Römerzeit zog Numancia, wie wir wissen, es vor, unterzugehen, statt sich zu unterwerfen. Aber wir wissen nichts darüber, wer dort den Oberbefehl führte, und wir sind nahezu sicher, daß es überhaupt keinen Oberbefehl gab. Wir suchen nach Heeren und entdecken nur Guerillas. Die Gestalt, die sich stets am deutlichsten abhebt, ist nicht die eines regulären Befehlshabers, sondern die eines Viriato, eines Guerillaführers. Während der Zeit der Wiedereroberung gab es zahlreiche Könige, einige Gelehrte und sogar Heilige, aber die nationale Gestalt ist die des Cid, eines Wanderkönigs, eines Guerillaführers, der für eigene Rechnung arbeitet. Und die erste Aktion, die bereits die spätere Vorherrschaft Castiliens ankündigt, geht nicht von einem Könige, sondern von Cid aus, der die Eroberung von Valencia unternimmt und dadurch die Catalanen und Aragonesen abschneidet. Dabei ist unwichtig, daß die Eroberung nicht von Dauer war. Die Absicht und die Stimmung genügen. Und wenn das Volk Castiliens dann

die Gestalt des Cid erhebt und sie über seine Könige stellt, so geht es dabei nicht irre. Wenn ein Kämpfer Stärkung in der Religion sucht, so begnügt er sich nicht damit, die göttliche Hilfe anzurufen, sondern verwandelt Sant Jago in einen Krieger, und zwar nicht in einen General, sondern in einen einfachen Reitersmann. Und das geschieht nicht nur unter dem Einfluß der Religion und des Hasses gegen die Ungläubigen, denn noch im Laufe unseres Jahrhunderts hat während der Kämpfe gegen die christlichen Franzosen das Volk von Aragonien die Virgen del Pilar in seinen Liedern zur Kapitänin der Truppen von Aragonien gemacht.

Als die Macht der Ereignisse uns zwang, uns in die europäischen Fragen einzumischen, mußte der Krieger zum Militär werden. Aber unsere militärischen Schöpfungen sind trotzdem keine komplizierten Organisationen. Sie bestehen aus der Kompagnie und dem Regiment. Um angesichts Europas einen ersten militärischen Würdenträger zu besitzen, müssen wir uns einfach an den Kapitän halten, der dann Großkapitän und Schöpfer unseres Heeres während der italienischen Feldzüge wird. Und die Genialität eines Gonzalo de Córdoba bestand ebenso wie die bereits erwähnte Genialität eines Seneca darin, daß er nichts erfand, sondern unseren Ideen Gestalt verlieh. Damals gab es bereits große Heere, und der Großkapitän schuf die Taktik derer, die an Zahl unterlegen sind. Er schuf eine Defensive, die mit schnellen Manövern und isolierten Angriffen kombiniert war, das heißt die Taktik der Guerilla, ein unfehlbares Mittel, um den inneren Halt des Feindes zu erschüttern, um ihn in kleine Trupps zu zerreißen und ihn zu besiegen, sobald er den Ausgang einem einzigen Oberbefehlshaber anvertraut und die Initiative der Unterabteilungen aufhebt, die vom Ganzen losgelöst sind.

Während unserer Unternehmungen in Amerika war es nicht nötig, hierin Aenderungen vorzunehmen. Die Konqui-

ſtadoren, ſoweit ſie Männer des Schwertes waren, konnten mit Recht als Guerillakrieger auftreten. Das gilt für den gemeinen Mann ebenſo wie für die oberſten Führer, ohne daß Hernán Cortés dabei auszunehmen wäre. Das aber iſt der Grund, weshalb Europa unſere Konquiſtadoren niemals verſtanden und ſie mit Straßenräubern verglichen hat. Seitdem ich außerhalb Spaniens lebe, habe ich wohl tauſendmal dieſe Anklage hören müſſen, von Gelehrten, von Unwiſſenden und ſogar von Poeten, die in der Kritik breiter malen, weil ſie menſchliche Dinge verſtehen. Heine nennt in der plumpen Legende „Vitzliputzli" ſeines Romancero Hernán Cortés einen „Räuberhauptmann". Es iſt aber nutzlos, ſich hierüber zu entrüſten; vielmehr iſt meines Erachtens die ſoeben gegebene Darlegung ein Beweis dafür, daß ſie alle unſere Konquiſtadoren nicht verſtehen, weil ſie keine ähnlichen Geſtalten in ihrer Geſchichte beſitzen.

Holland ahmte die Politik Portugals nach und ſuchte gleichfalls in der Koloniſation Kräfte, die der geringe Umfang ſeines Gebietes ihm nicht gab und die es brauchte, um ſeine Unabhängigkeit auf dem Kontinent zu ſichern. Aber Holland konnte bereits mit ſtark verbeſſerten Mitteln der Aktion rechnen; außerdem hatte es einen anderen Geiſt, ſo daß ſich ſeine Koloniſation in ein Handelsgeſchäft verwandelte, in etwas, das ohne Zweifel nützlich und praktiſch, aber nicht ſo erhaben war. Dieſe Art der Koloniſation wurde dann vom Feſtland nach England übertragen, womit ſie die koloniale Vorherrſchaft in der Welt erwarb. Dabei wäre es vielleicht richtiger zu ſagen, daß ſie nicht nach England, ſondern nach Schottland übertragen wurde, da ihre erſten Träger nicht Engländer, ſondern Schotten waren. Zu unſerer Zeit hat Belgien, oder genauer, der König der Belgier, dieſelbe Politik übernommen, die gefährliche Folgen haben kann, wenn ſie dieſes Land aus der Neutralität herauszieht, ohne ihm die Mittel zu geben, das aus eigener Kraft aufrechtzuer-

halten, was es jetzt einem Abkommen der Nationen verdankt. Aber diese Politik, die natürlich auch vornehm und großmütig genannt wird, stützt sich gleichfalls auf den Handel und die regulären militärischen Kräfte, nicht aber auf den Geist der Konquistadoren. Leute, die eine kurze Zeit in einer Kolonie Dienste tun, um Reichtümer oder Ehren zu erwerben, können nicht Konquistadoren genannt werden. Konquistadoren sind nur die, welche aus innerer Notwendigkeit spontan erobern, aus einem natürlichen Drange des Unabhängigkeitsgefühls heraus und ohne andere Absicht, als um die geheime Größe zu beweisen, die sich in der scheinbaren Winzigkeit des einzelnen verbirgt. Ebenso aber wie Cortés und Pizarro sind Cervantes, der in Argel wegen der Teilnahme an einem Aufstande gegen Spanien gefangengesetzt wurde, und San Ignacio de Loyola, dieser andere einfache Soldat, der mit einer Handvoll Menschen die Eroberung der Welt wagt, nichts weiter als Konquistadoren. Europa ist allerdings nur an die Aktion des regulären Militärs und der Händler gewöhnt. Es hält deshalb die für Straßenräuber, welche sich als einzelnstehende Abenteurer zur Eroberung eines großen Gebietes aufmachen. Europa kann und will die idealen Kräfte nicht verstehen, von denen diese Männer beseelt sind, und deutet die Grausamkeiten, die diese Männer vielleicht begehen, nicht als Zwischenfälle des Kampfes, sondern als die Offenbarung gemeiner und blutdürstiger Instinkte. Dabei wird aber übersehen, daß ohne diese verleumdeten Helden, die das Kolonialgebiet neu rodeten, andere nicht nachher hätten säen und ernten können, um aus der Arbeit ihrer Vorgänger nicht nur Nutzen zu ziehen, sondern auch allen Ruhm für sich allein zu beanspruchen.

Diese Irrtümer bei der Beurteilung der Dinge entsprechen einer systematischen Heuchelei, in der wir uns heutzutage alle gefallen. Sie sind eine absichtliche und freiwillige Blindheit, an der wir alle leiden. Wir verbinden die Folge nur

dann mit der Ursache, wenn beide bereits in natürlicher Weise verbunden sind und nicht mehr getrennt werden können. Ein Heer, welches mit weitreichenden Waffen, mit schnellfeuernden Maschinengewehren und schweren Geschützen kämpft, ist ein ruhmreiches Heer, obwohl es das Schlachtfeld mit Leichen übersät läßt. Und wenn diese Leichen solche von Negern sind, dann sagt man, daß es überhaupt keine Leichen seien. Ein Soldat aber, der im Nahkampf ficht und seinen Gegner mit einem Bajonettstich umbringt, erscheint uns bereits als brutal. Ein Mann, der in Zivilkleidern kämpft und tötet, scheint uns ein Mörder zu sein. Wir beachten nicht die Tat, sondern nur die Aeußerlichkeiten.

Unsere Gesellschaft verachtet und mißhandelt den Geldverleiher, aber sie bewundert und adelt den Bankier. Weshalb? Weil der Geldverleiher in persönliche Berührung mit seiner Kundschaft tritt, während der Bankier im großen Stile arbeitet und sich oft des Telegraphen und des Telephons bedient. Es bringt uns auf, wenn der Geldverleiher einen übertriebenen Zinssatz verlangt, weil das Opfer weiß, daß er schlecht handelt, und weil es unter Nennung des Namens sich über den Wucherer beklagt. Aber wir bewundern es, wenn ein Börsianer bei einer geschickten Spekulation eine Million gewinnt, weil die Opfer ihn nicht kennen und weil sie bei ihrem wirtschaftlichen Zusammenbruch, vielleicht sogar bei ihrem Selbstmord nicht sagen können, wer ihre Torheit oder ihre Unerfahrenheit mißbraucht hat.

Ich habe in Ländern gelebt, wo der Kredit wunderbar organisiert ist, wo es kaum unbeschäftigtes Kapital gibt und wo es sich ganz und gar in Händen befindet, die es arbeiten lassen. Es gibt die verschiedensten Kombinationen, die den Arbeitern die Spartätigkeit gestatten und ihnen von einem Peseta aufwärts Zinsen zahlen. Sogar Kinder können dort Briefmarken zu einem Céntimo sparen und seit ihrer frühsten Jugend gewohnheitsmäßig sich zur Sparsamkeit entwickeln.

Das ist alles sehr schön. Aber ich habe in keinem Lande gelebt, wo eine arme Familie im Elend (solche Familien gibt es überall) größeren Nutzen als in Spanien aus einem alten Hemde oder einem Paar gebrauchter Socken zöge. Die anderen sind uns im negativen Kredit überlegen, der darin besteht, daß man nimmt. Aber sie bleiben weit hinter uns zurück im positiven Kredit, der darin besteht, daß man gibt. Auch unser Kredit ist als Guerilla organisiert und unsere Geldverleiher sind Guerillakrieger. Ihre Aktion ist individuell und deshalb, wie bereits gesagt, aufreizender. Aber die Größe ihrer Bosheit wird durch die Enge ihres Arbeitsgebietes bestimmt. Je mehr dieses Gebiet sich vergrößert, um so mehr nimmt unzweifelhaft die Quantität der Unternehmungen zu, bis sie ins Riesenhafte wächst und das wird, was man „Wunder des Kredites" nennt. Aber die Bosheit wächst in demselben Maße und die Katastrophen werden gleichfalls riesenhaft und wunderbar.

Ich möchte keineswegs unbedingt das eine oder das andere als besser bezeichnen. Unbedingt kann man nur sagen, daß beides bösartig ist. Ich finde weder an dem Privateigentum noch an dem Kollektiveigentum Geschmack. Aber ich verstehe das Eigentum, wenn es mit Liebe verbunden ist. Ein Mensch, der ein Haus besitzt und es liebt, weil er in ihm geboren ist und in ihm sterben möchte, ist ein nützlicher Eigentümer. Ein Mensch dagegen, der Häuser baut und sie nur so lange besitzt, bis es ihm glückt, sie mit Gewinn zu verkaufen, ist ein schädlicher Eigentümer. Wenn man ihm freie Hand ließe, wäre er imstande, so leichtfertig zu bauen, daß das Dach über den armen Insassen zusammenstürzt und sie zerquetscht. Der ganze moderne Fortschritt ist unsicher, weil er nicht auf Ideen, sondern auf der Zerstörung des unbeweglichen Eigentums zum Nutzen des beweglichen Eigentums beruht. Dieses Eigentum aber dient lediglich dazu, die Notdurft des Lebens zu befriedigen. Statt von der Gerechtigkeit

wird es von der Strategie beherrscht. Und es wird deshalb spurlos verschwinden, wie die brutalen Reiche der Meder und der Perser in früheren Zeiten verschwunden sind.

Unsere Verachtung für die Handarbeit nimmt von Tag zu Tag zu. Dabei liegt aber tatsächlich unser Heil in der Handarbeit. Denn nur sie kann das Gefühl der Brüderlichkeit erzeugen, das seinerseits eine unmittelbare Berührung zwischen den einzelnen Menschen erforderlich macht. Die zivilisierte Kriegführung, die die Menschen, welche töten und sterben, in großer Entfernung voneinander aufstellt, ist egoistisch und barbarisch, denn sie verhindert, daß das Mitleid sich regt. Wer aus der Ferne kämpft, tötet jedesmal, wenn er tödlich zielt. Wer im Nahkampf ringt, tötet manchmal und verträgt sich manchmal, indem er sogar verzeiht. Die Spanier gelten als harte und grausame Krieger, und dabei haben sie vielleicht mehr Beispiele der Milde und der Hochherzigkeit gegeben, nicht etwa, weil sie milder und hochherziger sind als andere, sondern weil sie stets aus nächster Nähe mit ihren Gegnern gekämpft haben.

Um mich eines gröberen und deshalb schlagkräftigeren Beweises zu bedienen, will ich den Schuster, der in einer Torfahrt arbeitet, mit dem Schuhfabrikanten vergleichen. Wenn ich frage, wer in seinem Berufe höher steht, wird man mir sagen, der Fabrikant, weil er im großen, mit größerer Feinheit sowie Eleganz und vielleicht auch billiger arbeitet. Ich ziehe aber den Schuster in der Torfahrt vor, der nur für einige Kunden arbeitet, der deren Füße kennt und der diese Füße für etwas Individuelles ansieht. Wenn er ein Paar Stiefel macht, so will er nicht nur seinen Tagelohn verdienen, sondern er müht sich ab, damit die Füße genau in die Schuhe passen und darin keinen zu großen Spielraum haben. Diese gute Absicht aber genügt, um ihn in meinen Augen hoch über den Fabrikanten zu erheben, der nur auf sein Geschäft sieht, ebenso wie auch über den Tagelöhner, der sich

nur um seinen Lohn sorgt. Wir gelangen also zu demselben Ergebnis, wie als wir von dem Eigentümer sprachen. Es gibt Arbeiter, welche gesellschaftlich nützlich sind, nämlich die, welche arbeiten und ihre Arbeit lieben; und es gibt schädliche Arbeiter, nämlich die, welche nur aus dem Instinkt ihres Geschäftsnutzens arbeiten. Und das ist nicht nur eine Ansicht des Kopfes, sondern nach meiner Ansicht würden auch unsere Füße für die nahezu ausgestorbene Nachkommenschaft des heiligen Crispin eintreten, der nie in einer Fabrik gearbeitet hat und es nicht bis zum Heiligen gebracht hätte, wenn er Fabrikant gewesen wäre.

Jedesmal, wenn in Spanien ein Konflikt auftritt, der nur durch die Gewalt der Waffen entschieden werden kann, zeigt sich uns dasselbe Bild der Insubordination aller Gesellschaftsschichten. Alle wollen sie sich an die Stelle der Aktion des Staates stellen, auf den sie kein unbedingtes Vertrauen setzen, und alle wollen sie den Kampf leiten. Die verständigen Menschen verurteilen diese Versuche scharf, sie wenden sich gegen die öffentliche Meinung, die aus dem Gleichgewicht gekommen ist, und verlangen nicht weniger als ein religiöses, feierliches Stillschweigen, damit das Heer seine Aufgabe ganz unbehindert erfüllen könne. Das ist logisch, es ist wissenschaftlich gedacht und es ist unspanisch. Wenn man die Anomalien unseres Nationalcharakters aufheben könnte, würde man uns mit einem ebenso zügellosen Militarismus beglücken können, wie er heute die Völker des Kontinentes aufzehrt. Während die ganze Welt ihre militärische Macht in furchterregender Weise verstärkt, bleiben nur zwei Nationen dieser Bewegung unzugänglich: England, das aus Ueberlieferung den großen Heeren feindlich gesinnt ist und nur ein Heer unterhält, das nach seinen eigenen Anschauungen organisiert sowie den Notwendigkeiten seiner Politik angepaßt ist, und Spanien, das die Sicherung seiner Unabhängigkeit dem bodenständigen Geiste seiner Heimat anvertraut und

auf ausreichende Kräfte zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung rechnet. Spanien besitzt nicht einmal eine Kolonialarmee, obwohl es eine kolonisierende Nation ist. Dabei sind die beiden Völker, die der Zukunft mit der größten Sicherheit entgegensehen können, vielleicht Spanien und England. Denn das eine stützt sich sicher auf seinen Nationalcharakter und seine Isolierung, das andere auf seine insulare Lage und seine Seestreitkräfte.

Wenn man also unseren bodenständigen Geist zerstören und unsere Interessen einem zahlreichen sowie gut disziplinierten Heere anvertrauen könnte, so wäre unsere jetzt unbestreitbare Sicherheit fortwährend bedroht. Angenommen, wir hätten ein Heer von hunderttausend Mann, ja von fünfhunderttausend Mann aufgestellt, angenommen, alle diese Leute gehorchen einem Oberbefehlshaber und, was schon viel wäre, es gäbe wirklich einen Oberbefehlshaber, um alle diese Leute zu leiten. Wenn dann dieses militärische Massenaufgebot von einem Feinde angegriffen wird, der von Norden kommt, so würde es drei- oder viermal schwächer sein als der Feind, und wir würden zu unserem Schmerz sehen, daß es dank den Grundsätzen der modernen Kriegskunst eine Niederlage erleidet und niedergeworfen wird wie die Franzosen bei Sedan. Was dann? Zulassen, daß der Feind die Reste des geschlagenen Heeres zerstreut, Madrid belagert und es einnimmt, wenn es ihm paßt, einen Frieden unterzeichnen, der uns zur Ader läßt und uns verstümmelt, und dann uns damit zufrieden geben, daß unsere Niederlage den Grundsätzen entspricht, die heutzutage von der Zivilisation empfohlen werden? Würde der Krieg nichts weiter sein als ein wissenschaftlicher Kampf zwischen zwei Oberbefehlshabern, die mit Menschenmassen spielen, wie man an der Börse mit Kapitalien spielt, dann würde es genügen, Kenntnis von den Ergebnissen der Volkszählungen zu nehmen. Wer an Zahl hinter dem anderen zurückbleibt, müßte sich dann vor ihm demüti-

gen und ein Volk von fünfzehn Millionen müßte sich von einem Volk von dreißig oder vierzig Millionen als virtuell besiegt erachten. Gegen den Gedanken einer solchen brutalen Sklaverei, die nur äußerlich zivilisiert ist, empört sich jedes edeldenkende und unabhängige Herz. Es sucht das Heilmittel in der individuellen Aktion und verteidigt sich auf Grund einer anderen Taktik, die einen Ausgleich für die Verschiedenheit der Kräfte bietet. Die Kriegskunst aber kommt diesem Wunsche zu Hilfe, indem sie nicht nur Regeln kennt, um große Massen zu lenken, sondern auch um diese großen Massen zu zerstören.

So trägt ein Gedanke, der zunächst unbestimmt und schwer greifbar erscheint, in sich die Lösung großer politischer Probleme. Unser Charakter, der bodenständige Geist unserer Heimat, machen ein halbinsulares Heer dringend notwendig, während wir das Bestreben haben, Heere zu besitzen, die denen des Kontinents gleich sind. Der Kontinentalsoldat ist ein Produkt der Solidarität. Er fühlt sich mutiger und unternehmungslustiger, wenn er weiß, daß mit ihm, wenn möglich, ein oder zwei Millionen Waffengefährten gegen den Feind marschieren. Der halbinsulare Soldat wird unsicher, verliert die Stimmung und erstickt gleichsam, wenn er seine Individualität inmitten eines großen Truppenaufgebotes aufgehoben sieht; er ahnt, daß er nicht als Mensch, sondern als Teil einer Maschine in Tätigkeit treten soll. Die große Zahl gibt dem einen die Kraft und nimmt sie dem anderen. Wenn irgendeinem der großen europäischen Heere ein Unglück zustößt, so tritt gleichsam augenscheinlich die Demoralisation ein, weil die grundlegende Kraft nicht auf den Soldaten, sondern auf dem nunmehr zerbrochenen Zusammenhang und dem verschwundenen Vertrauen beruhte. Ein spanisches Heer feiert dagegen wie der Phönix einmal oder hundertmal seine Wiedergeburt, weil der Geist der Soldaten

die aufbauende Kraft in ihm war und dieser Geist nichts kostet, sondern umsonst vom Boden hergegeben wird.

Wohin wir auch auf den Wegen Spaniens wandern, überall wird uns die ewige Sphinx mit der ewigen und verfänglichen Frage entgegentreten: ist es besser, so weiter zu leben, wie wir hier gelebt haben, gestern mit Ruhm bedeckt, heute zu Boden geworfen und geschwächt, morgen wieder wohlhabend und stets organisiert wie die Zigeuner, oder lohnt es sich mehr, mit den Ueberlieferungen zu brechen und eine moderne Nation zu werden, die wohlgeordnet und ausgeglichen ist? Weder das eine noch das andere. Wir dürfen nicht mit gekreuzten Armen abwarten, daß das, was unsere Stärke ist, sich in einen Grund zur Verachtung und zum Hohn verwandelt. Wir müssen eine Organisation haben, und damit sie nicht durchaus künstlich, damit sie lebendig ist und etwas leistet, muß sie zu unserer geistigen Verfassung passen. Obwohl es auf den ersten Blick sonderbar erscheinen mag, ist eine solche Organisation dermaßen möglich und befindet sich so innerhalb des Bereiches unserer Hände, daß sie ohne Anstrengung unserer Einbildungskraft, ohne lange Ueberlegungen und verwickelte Erwägungen gefunden werden kann. Das Logische drängt sich auf, und wenn wir es oft nicht bemerken, so ist es deshalb, weil wir auf der Suche nach abseits liegenden Lösungen zerstreut sind.

Ein Heer zu organisieren, das sich zugleich zu einem modernen Krieg und zu einem Krieg nach spanischer Art eignet, scheint eine phantastische Aufgabe zu sein. Trotzdem ist diese Aufgabe in der Zeit unserer höchsten militärischen Entwicklung bereits gelöst worden. Um es wiederauferstehen zu lassen, braucht man nur die kleinen Kampfeinheiten so fest und so kräftig zu machen, daß sie sowohl in ihrer Vereinigung eine reguläre Armee bilden, wie auch im Falle ihrer Trennung Mittelpunkte des letzten Widerstandes werden. Ein spanisches Heer kann nicht von dem individuellen kriegerischen

Geiste der Bewohner unseres Gebietes absehen. Es muß mit ihm rechnen und im Falle äußerster Notwendigkeit sich auf ihn stützen. Seine Kampfeinheiten dürfen nicht nur „technische" Organismen sein, sondern müssen unsere gesamte gesellschaftliche Struktur in sich vollständig wiederholen. Von künstlichen Organisationen muß man absehen, die den Triumphatoren von heute oder von gestern nachgebildet sind. Man muß sich an das halten, was die eigenen Notwendigkeiten verlangen, ohne auf das zu blicken, was andere tun. Die Nachahmung fremdländischer Einrichtungen klebt stets an Einzelheiten, die einen wirklichen Fortschritt darstellen und sich der nationalen Auffassung eingliedern sollen. Manchmal aber ist das, was in einem anderen Lande eine Frage ersten Ranges ist, in unserem Lande noch unwichtiger als Fragen zweiten und dritten Ranges; und was dort nützlich ist, kann bei uns unnütz oder sogar schädlich sein, weil es außerhalb der wesentlichen Linien unserer Organisation liegt.

Bei einem kontinentalen Heere ist das Wichtigste die Bewegung der großen Truppenmassen mit mathematischer Genauigkeit und mit der Präzision eines vollendeten Mechanismus. Die Funktionen der einzelnen Einheiten während des Kampfes sind Fragen zweiten Grades. Bei einem spanischen Heere ist die Bewegung zwar außerordentlich wichtig, aber immerhin doch zweiten Ranges, während die losgelöste Funktion der Kompagnien die Hauptsache ist, so daß diese Kompagnien ein Abbild und gleichsam ein Abriß der ganzen Nation, aller ihrer Gesellschaftsklassen, der Gegenwart und der Ueberlieferung, ja dessen, was die Nation war und ist und zu werden wünscht, sein müssen. Das beste spanische Heer wird demnach nicht das sein, das viele Soldaten zählt, die einer einzigen Oberleitung unterworfen sind, sondern ein Heer, welches aus Kompagnien besteht, die sich jetzt wie ein einziger Mann bewegen und wie Janus zwei Gesichter haben: mit dem einen nach dem Schlachtfeld blickend, auf dem

die regulären Schlachten geschlagen werden, und mit dem anderen nach den Bergen, wo sich die letzte und sichere Zufluchtsstätte zur Verteidigung der nationalen Unabhängigkeit befindet.

Man kann die Bücher zählen, in denen die Allegorie des Schiffes als Symbol menschlicher Dinge fehlt. Es ist unmöglich, dieser abgenutzten Redewendung aus dem Wege zu gehen, da der Anblick eines Schiffes, das auf dem Wasser schwimmt, uns auf Gedanken bringt, in denen sich unsere zusammenfassende und harmonische Auffassung vom Leben ausdrückt. Ich lebe in einem Hause, das von Bäumen umgeben ist und dicht an der See liegt. Von Zeit zu Zeit sehe ich fern am Horizont die unbestimmten Umrisse eines Schiffes zwischen Himmel und Meer als Träger geistiger Boten auftauchen. Später kann ich die Segel und Masten unterscheiden. Sodann den Rumpf und undeutliche Dinge, die sich bewegen. Wenn es näher herangekommen ist, die Bewegungen der Mannschaft. Schließlich sehe ich das Schiff in den Hafen einfahren und aus den Luken auf den Kai mannigfaltige Ladung löschen, die es in seinem gewaltigen Schoß verborgen trug. Ich meine, daß ebenso die Ideen vor uns auftauchten, die zunächst als göttlicher Funke auftreten, welcher bei seiner Umformung in tatsächliche, körperliche Begriffe allmählich die ursprüngliche Reinheit verliert, um schließlich in den plumpesten Inkarnationen unterzugehen, in den Schmutz zu versinken und gemein zu werden. Nur einen Augenblick lang erfreut sich die Seele an der Betrachtung einer Idee, welche leuchtend und fleckenlos dem Schaume des Denkens entsteigt. Um so länger aber dauert dann die Sorge, diese Idee in einer der unzureichenden und kärglichen Formen verständlich zu machen, über die unsere schwache Kraft verfügt. Und welche Trauer, wenn sie materialisiert und mit der

Unsauberkeit befleckt ist, die vom Materiellen nicht getrennt werden kann!

Wenn das von allen Ideen gilt, so muß es mit ganz besonderer Schärfe auf die Idee der Gerechtigkeit angewendet werden. Nichts in der Welt scheint aus solchen Höhen zu stammen und nichts in der Welt kann so tief sinken. Nichts in der Welt tritt zuerst mit größerer Einfachheit und Reinheit auf und nichts nimmt ein unreineres, gröberes, unmenschlicheres Aeußeres an. Der Gerechtigkeitssinn eines Volkes wird seinem Wesen nach klar, wenn man beobachtet, an welchem Punkt der Entwicklung die Aufmerksamkeit dieses Volkes vorzugsweise haftengeblieben ist. Gesetzbücher an sich haben einen geringen, haben nur einen objektiven Wert. Der Mensch muß sie interpretieren. Es genügt nicht, zu sagen, daß Spanien sich nach dem römischen Recht anfangs richtete und sodann nach dem römischen und dem germanischen und dann nach einem Gemisch aus beiden sowie den juristischen Grundsätzen, die der Fortschritt in den alten Gesetzgebungen eingeführt hatte. Denn wenn man die Dinge aus der Nähe betrachtet, so bestand und besteht, über all diesen Plunder tatsächlicher Gesetze erhaben, ein höheres ideales Gesetz, das unabänderliche Gesetz der juristischen Interpretation, das in Spanien viel mehr der juristischen Zersetzung gedient hat.

Spanien hat niemals ein eigenes Recht gehabt. Das Recht ist ihm durch verschiedene Fremdherrschaften auferlegt worden und deshalb stets das Ergebnis von Gewalt gewesen. Als sodann während der Wiedereroberung die rechtlichen Bande sich lockerten, verschwand aus diesem Grund auch die juristische Einheit und sozusagen überhaupt das Recht, da die Rechtsprivilegien, die „Fueros", durch welche das Recht gestützt werden sollte, in sich die Negation des Rechtes trugen. Das Rechtsprivileg der „Fueros" beruht auf dem Wunsche, das Recht zu individualisieren, um es kleinen so-

zialen Gruppen anzupassen. Aber wenn diese Individualisierung ein bestimmtes Maß überschreitet, wie es in vielen Fällen eingetreten ist, so kann man bei einem so übertriebenen rechtlichen Atomismus anlangen, daß jede Familie ein Recht für ihren besonderen Hausgebrauch wünscht. Während des Mittelalters wünschten unsere Einzelgebiete im eigenen Hause Könige zu sein, nicht weil sie deshalb besser regiert gewesen wären, sondern um die königliche Gewalt hierdurch zu zerstören. Die Städte aber verlangten nach den Rechtsprivilegien der „Fueros", um von der Autorität dieser bereits in ihrer Macht verringerten Könige befreit zu werden. Und schließlich wünschten alle Klassen der Gesellschaft „Fueros" und Privilegien und Freiheiten zu erhalten. Damals war unser Vaterland nur noch zwei Schritte von der Verwirklichung seines Rechtsideales entfernt, daß nämlich jeder Spanier in seiner Tasche einen Freibrief trüge, der in den folgenden kurzen, klaren und entscheidenden Worten abgefaßt war: „Dieser Spanier hat das Recht zu tun, was ihm paßt."

Ein praktisches Rechtskriterium fußt auf der positiven Gesetzgebung und richtet sich gern nach allen Umformungen, die die reine Idee der Gerechtigkeit zu erleiden hat, wenn sie in Institutionen und Gesetzen Gestalt erhält. Ein ideales Rechtskriterium dagegen reagiert fortwährend gegen den Rechtszustand, der durch die Notwendigkeit erzwungen ist, und erhebt Anspruch darauf, die rigorose Anwendung dessen, was es als gerecht ansieht, durchzusetzen. Das eine begünstigt das gesellschaftliche Rechtsideal, nämlich die gleichmäßige, abgezirkelte, methodische Anwendung der Gesetze. Das andere begünstigt das christlich-menschliche Rechtsideal, nach der Gerechtigkeit und nicht nach dem Gesetz gerichtet zu werden und sodann die Schärfen der strikten Gerechtigkeit durch christliche Nächstenliebe und großmütig gewährte Verzeihung zu mildern.

Wie in der Philosophie, so hat es auch in der Rechtswissenschaft berühmte Meister der Flickkunst gegeben, die das heidnische Recht gewaltsam und äußerst geschickt zu einem christlichen zurechtschneiderten, ihm dabei aber als unveränderte Grundlage den römischen Gedanken, den der Gewalt, bewahrten, der mit dem christlichen Gedanken, mit der Liebe, im Widerstreit liegt. Es schmerzt, es zu sagen; aber da es Wahrheit ist, so muß es gesagt werden: seit neunzehn Jahrhunderte langem Apostoltum hat die reine christliche Idee nicht einen einzigen Tag in der Welt geherrscht. Das Evangelium hat über die Herzen und den Verstand gesiegt, aber es hat nicht über die sozialen Instinkte siegen können, die in brutaler Weise auf Rechtsgrundsätzen bestehen, die von unseren Gefühlen verurteilt werden, die wir aber für passend ansehen, um die gute soziale Ordnung aufrechtzuerhalten, oder, in klareren Worten gesagt, um in größerer Sicherheit unser Leben und unser Vermögen zu genießen.

Es besteht also ein unlösbarer Widerspruch zwischen dem Buchstaben und dem Geist der Gesetzesbücher, und deshalb gibt es Nationen, in denen diesen Gesetzesbüchern nur geringe Zärtlichkeit bezeigt wird. Eine dieser Nationen aber ist Spanien. Die Anomalien unseres juristischen Charakters sind so groß, daß sie einem oberflächlichen Beobachter manchmal Recht zu der Annahme geben, daß wir eine Nation sind, in der alle Ungerechtigkeiten, Unsittlichkeiten, Mißbräuche und Aufruhrbestrebungen ihren natürlichen Sitz haben. Kein Volk hat eine Literatur, in der die Verwalter des Rechtes durch eine gleich große Menge von Satiren verächtlich gemacht werden, in der ein Gerichtshof mit größerer Voreingenommenheit behandelt und die Ausübung der Gerechtigkeit weniger unterstützt wird. Aber was heißt unterstützen? Richtiger wäre es zu sagen, daß die Ausübung der Gerechtigkeit in diesen Werken abstoßend dargestellt und lächerlich gemacht wird. Das liegt so tief, daß wir nicht die Macht haben, es

zu beseitigen. Ich habe Jura studiert und habe es nicht über mich gewinnen können, Rechtsanwalt zu werden, weil ich dem Mechanismus des Rechtes niemals eine erhabene und ernste Seite abgewinnen konnte. So aber geht es vielen in Spanien, und zwar allen, die wie ich studieren, ohne darum die Handarbeit völlig aufzugeben und ohne die Berührung mit dem Arbeiter oder dem Landmann zu verlieren. Solange ein Spanier mit den proletarischen Klassen eins bleibt, welche das Archiv und der Niederschlag der unerklärlichen, tiefen Gedanken eines jeden Landes sind, solange kann er nicht die Würde und Fertigkeit des Auftretens besitzen, die die Tätigkeit eines Rechtsvertreters ihrem Wesen nach erfordert.

Eines Tages näherte sich mir ein Mann aus dem Volke und fragte mich: „Sie sind doch Rechtsanwalt. Können Sie mir sagen, welche Strafe den erwartet, der eine bestimmte Sache auf diese oder jene Weise begangen hat? Ich bin nämlich Zeuge in einer solchen Sache und möchte nicht blindlings hingehen, ohne zu wissen, ob ich recht oder unrecht tue." Dieser Mann ist der typische spanische Zug. Er erklärt nicht, was er weiß, sondern was er nach voraufgegangener Belehrung für das hält, was zu der Verhängung der Strafe führt, die er für gerecht hält. Dabei mißtraut er keineswegs der unparteiischen und verständigen Interpretation der Richter. Denn weder hält er sie für parteiisch oder unverständig, noch sind sie etwa des Vertrauens weniger würdig, als die Richter anderer Länder, wo andere Sitten herrschen. Was ihn bewegt, ist lediglich der Trieb, in die Hände keines anderen Menschen gelegt zu sein. Dieser Aufruhr gegen das Recht rührt nicht von einer Zersetzung des Rechtssinnes her, er stammt im Gegenteil von seiner Uebertreibung. Diese Uebertreibung aber äußert sich in zwei einander entgegengesetzten Formen, die vielleicht zu einem mittleren Rechtsausdruck führen können, welcher höher steht als der, welcher nur von der

strikten Anwendung des geschriebenen Gesetzes beherrscht wird.

Die erste dieser Formen ist das Streben nach reiner Gerechtigkeit. Die Kasuistik verstimmt und die Ausnahmen wirken aufreizend. Man wünscht einen kurzen, klaren, kristallgleichen Rechtssatz, der keine Zweifel zuläßt, der weder Kompromisse noch Ausflüchte gestattet, sondern zwingend und, wenn möglich, unerbittlich ist. Wenn jemand eine bemerkenswerte Persönlichkeit geworden ist, dann muß er ohne Fehl, unbestechlich, vollkommen und sogar ein Heiliger sein, und selbst dann noch findet der juristische Quijotismus eine Stelle, an der seine Zähne nagen und an der er verwunden kann. Wie viele Dinge sind in Spanien zum Stein des Anstoßes geworden, wie viele Dinge werden unter Verringerung unseres Prestiges öffentlich verhandelt, die in anderen Ländern, wie ich gesehen habe, tagtäglich geübt werden, nur daß die öffentliche Meinung dort mehr verträgt und einen stärkeren Magen hat!

Die zweite dieser Formen ist das übermäßige Mitleid, welches dieselbe oder noch größere Beharrlichkeit bei der Aufrichtung des Gestürzten zeigt, wie der sie übte, der ihn niedergeworfen hat. Deshalb ist es auch unmöglich, daß es in Spanien Moralisten gibt, das heißt Leute, die es als ihren Beruf ansehen, die Unsittlichkeit zu verfolgen, die Mißbräuche abzustellen und „das Vaterland wiederaufzurichten". Die öffentliche Meinung folgt ihnen nur so lange, bis sie zum Höhepunkte gelangen: zur Aufdeckung der Unsittlichkeit. Einmal dort angekommen, macht sie kehrt, ohne daß irgendein Uebergang zu bemerken wäre, ohne daß Kleinmut oder Unbeständigkeit vorlägen. Von dem Augenblick an aber steht die öffentliche Meinung auf seiten der Angeklagten. Und wenn die Paladine der öffentlichen Moral nicht zur rechten Zeit haltmachen, sondern ihr Werk bis zu Ende führen wollen, so steht ihnen

schließlich dieselbe öffentliche Meinung gegenüber, die sie anfangs anfeuerte.

Dieser Dualismus, der den Anschein einer Rechtsunordnung hat, wird nur von gewöhnlichen Intelligenzen beklagt. Denn ihm liegt die erhabenste und höchste Idee zugrunde, die jemals ein Mensch sich von der menschlichen Gerechtigkeit gemacht und die er zur Anwendung gebracht hat. Sie ist eine Schöpfung des christlichen Gefühls und der Philosophie Senecas, soweit beide übereinstimmen. Der Stoizismus Senecas ist, wie wir gesehen haben, nicht starr und hart, sondern natürlich und voller Mitgefühl. Seneca stellt das Gesetz der sittlichen Tüchtigkeit als etwas auf, dem wir alle zuschreiten müssen. Aber er ist duldsam gegen die Vergehen. Er verlangt Reinheit des Gedankens und einen guten Willen. Aber er vergißt nicht, daß die Gebrechlichkeit des menschlichen Wesens uns nicht gestattet, in der Unbeweglichkeit der Tugend zu leben, wie Seneca ja auch selbst häufig strauchelte. Er weiß, daß wir nicht anders können, als unvermeidlichen Schwächen zu verfallen, und daß das Höchste, dessen ein Mensch fähig ist, darin besteht, daß er sich als solcher inmitten seiner eigenen Schwächen aufrecht hält und selbst inmitten des Lasters seine Würde bewahrt.

Der Geist, der am tiefsten in die Seele unserer Nation eingedrungen ist, Cervantes, hat diese unsere innere Anomalie so lebhaft empfunden, daß er in seinem unsterblichen Werke die spanische Gerechtigkeit völlig von der der Gesetzesbücher und Gerichtshöfe getrennt hat. Die erste wurde von ihm in Don Quijote und die andere in Sancho Pansa verkörpert. Die einzigen gemäßigten, vorsichtigen und ausgeglichenen Gerichtsurteile im Don Quijote sind die, welche Sancho während seiner Herrschaft über die Insel ergehen ließ. Dagegen sind die, welche von Don Quijote stammen, ebensosehr äußerlich absurd, wie sie eine transzendentale Gerechtigkeit enthalten. Das eine Mal geht er zu weit und das andere

Mal nicht weit genug. Alle seine Abenteuer streben danach, die ideale Gerechtigkeit in der Welt zu verteidigen. Sobald er aber auf den Strick und die Galeerensklaven stößt und sieht, daß er wirkliche Verbrecher vor sich hat, beeilt er sich, sie in Freiheit zu setzen. Die Erklärungen aber, welche Don Quijote gibt, wenn er die zur Galeere Verurteilten befreit, sind ein Leitfaden der Grundsätze, aus denen die Rebellion des spanischen Geistes gegen die positive Justiz ihre Nahrung zieht. Man muß natürlich dafür kämpfen, daß die Gerechtigkeit in der Welt herrsche. Aber es ist nicht striktes Recht, daß ein Schuldiger bestraft werde, während andere durch die Maschen des Gesetzes hindurch entschlüpfen. Und schließlich muß man zugestehen, daß die allgemeine Straflosigkeit mit erhabenen und großmütigen Bestrebungen insofern im Einklang steht, als die Strafe der einen und die Straflosigkeit der anderen zu gleicher Zeit eine Verhöhnung der Grundsätze der Gerechtigkeit und der Gefühle der Menschlichkeit sind.

Man glaube nicht, daß solche Gedanken in der Luft hängen und im sozialen Milieu bleiben können, ohne auf die Ausübung der Gerechtigkeit einzuwirken. So genau auch die Richter und so klar auch die Gesetze sein mögen, es gibt für den Richter keine Möglichkeit, sich ganz von der Gesellschaft, in der er lebt, loszulösen, und man kann nicht verhindern, daß der Geist eines Volkes sich in die Gesetze hineinschleicht, nach denen es gerichtet wird. Dieser Geist aber verrichtet eine geräuschlose, unsichtbare und deshalb unabwendbare Arbeit, indem er schließlich den Sinn zerstört, den die Gesetze bei ihrer Entstehung hatten. Und dieser Geist geht so behutsam vor, daß er zwar kein Komma in den Gesetzestexten verrückt, aber sie trotzdem das Gegenteil von dem sagen läßt, was sie vorher gesagt hatten.

In Spanien wird die Bestrafung der Verbrecher, äußerlich gesprochen, vom Gesetz geregelt, tatsächlich aber vom Gesetz und von der planmäßigen Anwendung der Begnadigung.

In anderen Ländern würde man zusehen, daß das Gesetz geändert und den Prinzipien größerer Zurückhaltung und Mäßigung angepaßt werde. In Spanien zieht man es vor, daß das Gesetz sehr starr ist und daß nachher seine Ergebnisse auf dem Gnadenwege aufgehoben werden. Wir haben also die Herrschaft einer Anomalie, die mit unserem Nationalcharakter in Harmonie steht. Wir strafen mit Feierlichkeit und Schärfe, um unserem Wunsch nach Gerechtigkeit zu genügen, und sodann begnadigen wir die Verurteilten geräuschlos und ohne ein Wort zu verlieren, um unserem Wunsche nach Verzeihung zu genügen.

Wenn hier eine Gelegenheit wäre, sich bei der Analyse der Ereignisse unserer Geschichte aufzuhalten, so würden wir sehen, daß viele von ihnen dem Geiste der unabhängigen Gerechtigkeit entstammen und daß nur wenige von dem geordneten Gange unserer regelmäßigen Einrichtungen herrühren. Einer der entscheidenden geschichtlichen Augenblicke der spanischen Geschichte ist der, in dem Castilien, im Mittelpunkt der Halbinsel eingezwängt, die Wiedereroberung und die Wiederherstellung der nationalen Einheit zu beenden wünscht und deshalb sozusagen anfängt, sich zu schaukeln, indem es sich bald nach Aragonien und bald nach Portugal hinüberneigt. Die Einheit konnte nämlich nicht auf einmal erreicht werden, da die Interessen und Bestrebungen des östlichen und des westlichen Königreiches einander widersprachen oder zu widersprechen schienen. Außerdem mußte die Einheit aus Verhandlungen hervorgehen, da weder die üblichen Mittel der Politik, noch, was wichtiger ist, der nationale Geist die Verwendung gewaltsamer Mittel ratsam erscheinen ließen. Castilien konnte eine Mittelmeermacht oder eine Macht des Atlantischen Ozean sein und eine jede dieser beiden Lösungen würde einen neuen Zeitabschnitt eingeleitet haben. Jetzt, wo wir die Folgen seiner Vereinigung mit dem östlichen Teil der Insel kennen, wird es uns schwer, uns vorzustellen, daß

eine Einigung mit dem westlichen Teile fruchtbarer gewesen wäre. Da aber die castilische Politik nach Beendigung der Wiedereroberung der portugiesischen verwandt, um nicht zu sagen gleich, gewesen ist, so würde sie vielleicht weniger glänzende Ereignisse zur Welt gebracht haben, aber sie würde festere und dauerhaftere Ergebnisse gezeitigt haben als die Kontinentalpolitik. Sicher ist, daß von dieser Entscheidung der Lauf der geschichtlichen Ereignisse in unserem Vaterlande und in der Welt abhing und daß das Problem durch einen merkwürdigen Zufall an rein juristische Punkte geknüpft war.

Einerseits wurde nämlich Juana la Beltraneja von Portugal und anderseits Isabella von Aragonien unterstützt, während die Entscheidung dem Volke Castiliens zufiel. Ein Volk, das das geschriebene Gesetz achtete, würde keinen Augenblick geschwankt, sondern sich auf seiten der Juana gestellt haben, die im Besitz der Geburtsrechte war. Statt sich in indiskrete Nachforschungen über die Torheiten der Königin und ihres Favoriten zu stürzen, wäre es richtig gewesen, sich an die juristischen, gesetzlichen, allgemeinen Grundsätze der Legitimität zu halten, ohne die die Einrichtung der Ehe nicht bestehen kann. Was sollte aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn die öffentliche Meinung imstande wäre, eine Eintragung in das standesamtliche Register zu ändern und mit genauer Gerechtigkeit den Grundsatz anzuwenden: „Jedem das Seine"? Artikel 109 des jetzt geltenden Zivilgesetzbuches lautet: „Das Kind wird als legitim angesehen, auch wenn die Mutter eine Erklärung gegen seine Legitimität abgibt oder wegen Ehebruchs verurteilt worden ist." Und diese Vorschrift ist keine moderne Erfindung, sondern findet sich bereits in den sieben Gesetzbüchern Alfons des Weisen, den „Partidas". Aber das Volk Castiliens wollte sich nicht nach gesetzlichen Vorschriften richten, sondern nach der Wirklichkeit der Dinge, über die es mehr oder weniger genau unter-

richtet war. In allen Fragen der Legitimität mußte es sich also so nahe als möglich an den Alkoven seiner Fürsten herandrängen. Im Falle der unglücklichen Juana von Castilien aber begnügte sich das Volk nicht damit, zu murren und zu schelten, was bis dahin das Höchste gewesen war, dessen es fähig gewesen wäre. Es griff zu dem natürlichen Recht, und von ihm geschützt, übersprang es alle damals bestehenden Rechtskörperschaften, um die Rechte Isabellas zu vertreten. Daraus aber entstand die nationale Einheit Spaniens.

Die geistige Synthesis eines Landes ist seine Kunst. Man könnte geradezu sagen, daß der bodenständige Geist eines Landes das Mark, die Religion das Gehirn, der kriegerische Geist das Herz, der Rechtssinn die Muskulatur und der künstlerische Geist das Nervennetz ist, das alles umgibt, zu einer Eintracht zusammenschließt und bewegt. Man pflegt anzunehmen, daß die Religion höher steht als die Kunst und die Kunst höher als die Wissenschaft, indem man lediglich den Wert des Objektes berücksichtigt, auf das sie gerichtet sind. Aber von dem Standpunkte gesehen, den ich einnehme, hängt der höhere Wert als Kräfte, die die Seele eines Landes bilden, von dem Sondercharakter eines jeden Landes ab. Im Grunde genommen sind Wissenschaft, Kunst und Religion auch ein und dasselbe. Die Wissenschaft interpretiert die Wirklichkeit nach Formeln, die Kunst in Bildern und die Religion in Symbolen, und es findet sich selten ein menschliches Werk, in dem eine dieser Interpretationen unvermischt auftritt. Die Wissenschaft bedient sich der Hypothese, die nichts anderes ist als Bilder, die benutzt werden, um die Lücken zu verdecken, die nicht mit Formeln ausgefüllt werden können. Die Kunst neigt zum Symbolismus und geht in einigen Fällen in Religion über (in den Zeiten des Niederganges in eine willkürliche, phantastische, eigensinnige und geradezu dokumentartige Wissenschaft). Und die Religion be-

dient sich notwendigerweise der Kunst und der Wissenschaft, um ihre Symbole dem Menschen näherzubringen. Der wirkliche Unterschied liegt im Subjekt. Je nach der vorherrschenden Eigenschaft eines jeden Individuums tritt die Welt in der einen oder der anderen Form auf. Alle aber führen unter verschiedener äußerer Form und mit verschiedener Stärke zu demselben „nützlichen" Ergebnis: der Würde des Menschengeschlechts.

Für einen Mathematiker ist der binomische Satz Newtons ein Kunstwerk und ein Dogma. Ein Künstler dagegen, wenn er soweit kommt, diesen Satz zu verstehen, wird darin die Gleichheit zweier Größen erblicken, die nur scheinbar verschieden sind, aber gleiche Mengen in sich schließen, was weder mehr oder weniger ist als die Gleichung: drei und drei gleich fünf und eins. Ein Mathematiker wird darin eine vollendete, ideale Entwicklung erblicken, die Schritt für Schritt und durch die Vernunft vom Unbekannten zum Bewiesenen führt und ein Symbol von allgemeinem Wert für die Erkenntnis neuer, unbekannter Gesetze abstrakter Wirklichkeit ist. Wenn dagegen ein Mathematiker ein Liebesdrama wie „Die Liebhaber von Teruel" (Los amantes de Teruel) analysiert, dann wird er es vielleicht auf die Formel bringen: „Das Unendliche ist gleich Null" oder auf eine verliebte Gleichung, in der das Pflichtgefühl die Rolle der unbekannten Größe spielt. Für einen Künstler würde das Drama in dem inneren Kampfe zwischen den Gefühlen und den sichtbaren plastischen Formen bestehen, in denen diese Gefühle ausgedrückt werden. Und für den Gläubigen würde das Drama gleichsam ein religiöses Symbol sein, in dem die Liebhaber keine blinden Kräfte wären, die im Sinne Schopenhauers vom Instinkte bewegt werden, sondern zwei Seelen, die Herren ihres Schicksals sind, die durch Entsagung zur Erhabenheit emporwachsen, die die menschliche, pflichtwidrige Leidenschaft zu geistiger und mystischer Liebe vermittelst des Todes durch

den Schmerz läutern, die zur Verzückung gelangen und zu jenem Uebergange aus dem Leben in Gefilde, in denen es keine Pflichten gibt, in denen es nur eine Pflicht, nämlich die der Liebe gibt, welche mehr als Pflicht ist und im Genuß und dem Entzücken der Seelen besteht.

Man kann also dem Ideal auf viele Arten und Weisen dienen. Von jedem Menschen aber muß man verlangen, daß er ihm nach seinen natürlichen Anlagen diene, und von jedem Volke, daß es dabei seinem eigenen Genius folge. Wenn es auch niedrig klingt, so muß man doch der Genauigkeit wegen sich folgendermaßen ausdrücken: auch auf dem Gebiete des Ideals gibt es und muß es eine vernünftige „Arbeitsteilung" geben. Die Hebräer waren ein religiöses Volk, die Griechen ein Künstlervolk und die Römer ein Volk von Juristen. Alle europäischen Nationen ebenso wie die, welche ihre Zivilisation europäischem Einfluß verdanken, sind auf diesen drei Quadersteinen aufgebaut: der christlichen Religion, der griechischen Kunst und dem römischen Recht. Dieser gemeinsame Ursprung mag zu der Annahme veranlassen, daß einzelne Völker in ihrem Profil nicht die eine Form des Ideales unter Vernachlässigung der anderen zum Ausdruck bringen können. Aber tatsächlich gibt es solche Unterschiede zwischen den Völkern, nur daß wir sie nicht klar unterscheiden können, weil wir ihnen zu nahe stehen. Das Leben einer Nation macht stets zunächst den Eindruck, als ob alle Funktionen gleich stark entwickelt seien, da die Nation ja nicht ohne deren Zusammenarbeiten bestehen kann. Mit dem Ablauf der Zeiten aber wird es deutlicher, daß alle Funktionen von einer überwiegenden und zentralen beherrscht werden, von der man sagen könnte, daß in ihr das Ideal einer jeden Rasse wohnt. Damit aber beginnt man, den Charakter der Nationen und die Rolle zu unterscheiden, die sie in der Geschichte oder in der Komödie der Menschheit erfolgreich gespielt haben.

Wenn man nach dem Ursprung unserer Ideen fragt, so unterscheiden wir uns nicht von den andern Völkern Europas, die mit größerem oder geringerem Recht an dem Vermächtnis des Altertums teilhaben. Aber die Kombination, die wir aus diesen Ideen hergestellt haben, ist unser ausschließliches Eigentum und unterscheidet sich von der der anderen ebenso wie unsere Rasse und unser Klima. Augenfällig ist unsere Abneigung gegen die angewandten Wissenschaften. Es gibt kein Mittel, um sie in Spanien festen Fuß fassen zu lassen, auch dann nicht, wenn man die Gelehrten zu Staatsbeamten macht. Zwar fehlt es uns nicht an solchen Männern der Wissenschaft. Aber wenn sie über das Mittelmäßige hinausreichen, so steigen sie zu den Höhen auf, in denen die Wissenschaft ihren Charakter verliert und entweder mit der Religion oder mit der Kunst in eins zusammenfließt. Castelar wollte Geschichtschreiber sein, und seine Studien werden zu episch-oratorischen Gesängen. Echegaray war Mathematiker und Dramatiker und handhabt die Zahlen mit der Meisterschaft und der tiefen Spiritualität der Pythagoreer. Und Letamendi schreibt in unseren Tagen wie ein hippokratischer Philosoph über die Medizin.

Unser Geist ist religiös und ist künstlerisch, und oft fließen ihm Religion und Kunst zusammen. Die Grundlage unserer Kunst ist ihrerseits die Religion, und zwar in ihrer erhabensten Form, der Mystik, zu der unsere anderen Eigenschaften treten: der Mut, die Leidenschaftlichkeit und die Ritterlichkeit. Aber wenn man das sagt und damit wiederholt, was die meisten Leute sagen oder denken, so sagt man noch gar nichts oder beinahe gar nichts. Denn wichtiger als die ideale Tendenz einer Kunst ist die Konzeption und die Ausführung eines Werkes oder das „Werk an sich". Völker haben ebenso wie Künstler einen Stil oder eine Manier. Zwei sehr der heiligen Jungfrau ergebene Maler malen gewöhnlich zwei heilige Jungfrauen, die unter sich nichts gemein haben. Und

zwei religiöse, edel denkende, leidenschaftliche Völker können zwei einander entgegengesetzte Formen der Kunst erzeugen. Der Grund hierfür aber liegt in der merkwürdigen Tatsache, daß zwar der Untergrund einer Kunst aus dem idealen Wesen einer Rasse, daß aber die Technik aus dem bodenständigen Geiste des nationalen Gebietes stammt.

Vor einiger Zeit habe ich geschrieben, daß Goya ein unwissendes Genie war. Als ich es schrieb, hatte ich Angst, da ich einsah, daß dieses Urteil, das für mich richtig war und ist, bei einer oberflächlichen Prüfung und bei gemeinem Verständnis der Kunst ungereimt und parador erscheinen könnte. Ebenso glaube ich, daß Velázquez, der nicht nur ein Genie, sondern das größte malerische Genie war, das bis zum heutigen Tage bekannt geworden ist, ebenso unwissend war wie Goya. Dabei stütze ich mich keineswegs auf irgendwelche verwitterte „Regeln", auch meine ich nicht jene häufige Unwissenheit, die zu Anachronismen, falscher Auffassung der Charaktere, schiefer Interpretation geschichtlicher Ereignisse, anatomischen Unmöglichkeiten oder anderen Ungeschicklichkeiten oder Fehlern führt, die den Eindruck eines Gemäldes stören. Was ich meine, ist, daß es ihm an technischer Ueberlegung gebricht oder, einfacher ausgedrückt, daß der Künstler nicht merkt, wann das Werk den Zustand der wirklichen Vollendung erreicht hat, da er sich nur vom Impuls seines Genies leiten läßt. Da das Genie aber eine sehr trügerische Fähigkeit ist, so beendet die Hand, die sich von ihm führen läßt, selten ein Werk gut. Zu irgendeinem Zeitpunkt der Ausführung „existiert" das Werk, aber es „existiert" nur zu diesem Zeitpunkt. Die Hand des Künstlers dagegen steht in eigenwilliger, in zufälliger Weise still, ohne daß dies stets im Augenblick der höchsten Vollendung einträte. Diese Unsicherheit läßt in glücklichen Augenblicken bei den großen Genies große Schöpfungen entstehen, die dann einen Zeitabschnitt für die ganze Welt bedeuten. Aber als systematisch

angewendete Arbeitsweise hat dies zur Folge, daß mittlere und manchmal auch große Begabungen jämmerlichen Schiffbruch leiden und daß sogar die großen Schöpfungen nicht, wie sie sollten, eine Veredelung der Künste im Lande ihres Ursprunges herbeiführen, sondern oft eher zur Bildung eines schlechten Geschmackes und zur Beschleunigung des Niederganges und der Erniedrigung des Ideals beitragen.

Man glaube nicht, daß dieser Charakterzug ausschließlich bei Velázquez oder bei Goya zu finden ist. In unserem Lande ist er stets vorhanden und allgemein verbreitet, weil er von selbst aus unserem Unabhängigkeitssinne hervorsprießt. Deshalb kennt man in Spanien keine Mittelmäßigkeit. Die kleinen und ebenso die großen Künstler warten selbst ab, was ihr Werk sein wird. Wenn sie sich an die Arbeit machen, haben sie nur eine unbestimmte Idee des Werkes, das sie schaffen wollen, und ein unbegrenztes Vertrauen in ihre eigene Kraft, in ihr Genie, wenn sie nicht gar „auf Gott und die Königin des Himmels" vertrauen, wie die Romanzen besagen, die Blinde auf unseren öffentlichen Plätzen singen. Wenn ein Spanier von Rasse die Feder oder den Pinsel oder ein anderes Instrument künstlerischer Arbeit ergreift, so kann man jedesmal annehmen, daß er ebenso bereit ist, ein Meisterwerk zu schaffen wie irgendeine verblüffende Sudelei in die Welt zu setzen.

In der spanischen Kunst übertrifft nichts den Quijote, und der Quijote ist nicht nur auf spanische Art geschaffen worden, sondern ist unser typisches Werk, „das Werk" als solches, da Cervantes sich nicht damit begnügte, „unabhängig" zu sein, sondern ein Konquistador war, der größte aller Konquistadoren; denn während andere Konquistadoren für Spanien Länder eroberten, eroberte er Spanien selbst, obwohl er in einem Gefängnis eingeschlossen saß. Als Cervantes sein Werk sich im Geiste vorzustellen begann, trug er in sich ein außerordentliches Genie. Außerhalb seiner selbst

waren lediglich die Gestalten, die sich wie göttliche Intuitionen bewegten. Dann aber packte er diese Gestalten und trieb sie an, wie ein Maultiertreiber seine Tiere, falls der Vergleich erlaubt ist, und rief ihnen ungeschlachte Worte der Liebe vermischt mit berechtigten und wohl angebrachten Stockschlägen zu. Andere Künstlichkeiten suche man im Quijote nicht. Er ist in Prosa geschrieben und er gleicht den sonderbaren Gesängen der Mystiker, die man ebensogut von vorn wie vom Ende beginnend lesen kann, weil jede Zeile eine reine und abgelöste Empfindung, etwas wie eine platonische Idee ist.

Wie ist es zu erklären, daß Lope de Vega, mit seinem so fruchtbaren und eigenartigen dramatischen Genie, uns kein „fertiges" Werk hinterlassen hat, in der Art wie Hamlet? Die schöpferische Kraft Lopes stand keineswegs hinter der Shakespeares zurück. Aber Shakespeare zielte erst genau und dann schoß er los und traf dabei nahezu stets ins Schwarze. Lope de Vega dagegen traf gleichsam immer, weil er schoß, ohne zu zielen, ins Blaue hinein. Und dieser Unterschied ist so handgreiflich, daß Lope sogar in Spanien selbst hinter Calderón zurücksteht, welcher Theatergestalten ohne die üppige Lebendigkeit und das Eigenleben verwandte, die das Theater Lopes besitzt. Aber er verstand es, seine Aufmerksamkeit besser zu konzentrieren und seinen Personen sowie Szenen eine gewisse Intensität einzuflößen, eine gewisse innere Bewegung, ohne die kein Werk Dauer haben kann. Dabei denke man aber nicht, daß Calderón festere ästhetische Grundsätze hatte als Lope. Wenn die Unabhängigkeit von den Künstlern so übertrieben wird wie bei uns, dann haben die Grundsätze wenig zu sagen, denn jeder tut, was ihm am besten gefällt. Die Irrtümer und die Treffer hängen größtenteils vom Zufall ab, von einer glücklichen Intuition, die mit mehr oder weniger Glück im Werke verkörpert ist. Ein Student schreibt „La Celestina", um sich während der Ferien

zu zerstreuen, und erobert für sich eine der ersten Stellen in der spanischen Literatur.

Das spanische Theater stürzt von den Höhen eines Lope in die unergründlichen Tiefen, wo die berühmte Bande lebte, die Moratin in seiner Comedia nueva benutzte. Schuld daran aber sind ganz gewiß nicht die Schüler des Don Hermogenes, sondern Lope oder, mehr noch als Lope, unser Charakter. Die Kleinsten ebenso wie die Größten nennen sich Künstler. Sie beschränken sich nicht auf eine mittelmäßige und anständig-bescheidene Kunst, sondern stürzen sich in die Höhlen der gräßlichsten Wildheit. Ich habe einmal eine „Unbefleckte Empfängnis" aus der industriellen Schule von Sevilla gesehen, bei deren Anblick ich dachte: dieses Attentat ist von einem entsetzlichen Schmierer verbrochen worden. Aber man muß gerecht sein und anerkennen, daß er seinen Pinsel ebenso behende führte wie Murillo. Ich erkenne den engen, kleinlichen, eher französischen als spanischen Maßstab nicht an, den Moratin, der unsere Kunst kannte, gebraucht hat. Aber es gelang mir auch nie, ihn zu verstehen. Da wir kein Mittel gegen unsere künstlerischen Schwächen besitzen, so ist es vorzuziehen, daß wir abwechselnd genial und töricht statt daß wir andauernd korrekt und mittelmäßig sind. Das hindert allerdings nicht, darauf hinzuweisen, daß unser Charakter, soweit die künstlerische Technik in Frage kommt, eine übertriebene Liebe zur Unabhängigkeit zeigt, die uns dazu verführt, uns um niemand zu kümmern, aus Widerspruchsgeist zu handeln, dann uns selbst geringzuachten, ohne Ueberlegung zu arbeiten und uns den schlimmsten Mißerfolgen auszusetzen.

Als das französische Theater des Corneille in Deutschland auf dem Gipfel seiner Herrschaft stand, gab es dort einen außergewöhnlich klugen und verständnisvollen Kritiker, Lessing, der ihm auf Grund eben der Regeln dieses klassischen Theaters den Krieg ansagte. Er wies nach, daß diese Re-

geln falsch gedeutet waren und daß das romantische Theater der Spanier sowie der Engländer höher stehe. Dabei war tatsächlich das Theater Corneilles gleichsam ein Widerhall des spanischen Theaters. Es war eine widerliche Mischung der Einfachheit und Strenge des griechischen Theaters und der Peripetien sowie dramatischen Kunststücke, die der fruchtbaren Phantasie Lopes entsprungen waren. Ich führe dieses Beispiel an, um zu zeigen, wie gefährlich unsere Kunst für die ist, welche sie nachmachen wollen. Derselbe Verfasser der „Dramaturgie" war dabei zwar von der Poesie, der Lebendigkeit und der Natürlichkeit unseres Theaters begeistert, aber er machte starke Vorbehalte in bezug auf die theatralischen Hilfsmittel, die ohne Maß und Ziel von unseren Dramatikern erfunden worden sind. Aus diesem Grunde war dann unser Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Theaters gering. Und Schiller konnte später mit einem gewissen Rechte sagen, daß „die Deutschen sich ausschließlich von den Griechen und von Shakespeare haben führen lassen".

Das Bemerkenswerteste an diesen Anomalien, die aus unserem Nationalcharakter entspringen, ist, daß sie auch durch die Nachahmung guter Vorbilder und durch die Bildung ästhetischer „Schulen" nicht vermieden werden. Und selbst wenn wir es wollten, würden wir diese Mittel nicht anwenden können, weil unsere eigenen Vorbilder wegen ihrer außerordentlich persönlichen Kraft unnachahmbar sind. Damit findet aber auch die weitere Anomalie eine Erklärung, daß bei aller dieser unserer Unabhängigkeit unsere Kunst ebenso wie unsere Geschichte aus einer Kette ausländischer Invasionen besteht. Soweit wir unter uns bleiben, zerstören wir unsre Kunst; und um sie zu erneuern, wenden wir uns an das Ausland, indem wir unseren Geschmack aufs neue ins Gleichgewicht bringen. Sobald der aber zur Not gereinigt ist, verfallen wir wieder in unsere alte Gewohnheit. Man studiere die Geschichte der spanischen Kunst in unserem

Jahrhundert, die Geschichte der Kunst, die in freier Luft lebt — denn es gibt eine Kunst, die wie Musik in ihrem echt spanischen und erhabenen Stil kaum sich aus den Künstlerkreisen herausgewagt hat — und man wird den soeben dargelegten Gedanken bestätigt finden. Wir hatten zwei Gruppen von Malern, von denen die eine in Frankreich und die andere in Italien das Mittel zur Erneuerung unserer Kunst gesucht hat. Kaum aber hatten sie das ästhetische Niveau der Nation ein wenig höher gebracht, als sofort die echten Spanier erschienen, die Unabhängigen, und mit ihnen auch die ersten Zeichen der Insubordination und der Unordnung. Wir werden, wie stets, auch weiter Meisterwerke haben, die wir den großen Meistern verdanken, und daneben eine schnelle Entartung, die von der Kühnheit und der Dreistigkeit der Schüler hervorgerufen wird.

In der Poesie und im Roman besitzen wir, wie jeder sofort sieht, und haben wir besessen Vertreter aller künstlerischen Bestrebungen Europas, ohne daß wir dazu gekommen wären, Gruppen zu bilden. Wir neigen viel zu sehr dazu, die herkömmlichen Formen zu zerstören, auch wenn sie großes Ansehen genießen, und sie zu einem eigenen und persönlichen Stil zu entwickeln. Ebenso kann man überall sehen, daß bei uns kein Dichter, kein Romanschriftsteller oder überhaupt irgendein Schriftsteller Lehren von denen annimmt, die als Meister anerkannt und verehrt werden. Alle wollen Häuptlinge sein, und ob das unter den Mäusen oder unter den Löwen ihnen möglich ist, rührt sie wenig. Statt ein literarisches Heer zu bilden, sind wir weiter nichts als Guerillakämpfer der Literatur.

Ist es nun möglich, diese Instinkte der Insubordination, die uns zerstören und vernichten, zu beseitigen? Ich glaube, nein. Trotz unseres Unabhängigkeitssinnes haben wir auf unserer Halbinsel zwei Völker bilden können. Es war allerdings nicht ein einiges Volk, aber es waren doch auch nicht

mehr als zwei. Es hat sich also irgendeine Kohäsion in dieser Hinsicht innerhalb des bodenständigen Geistes unserer Nation ergeben. Auf dem Gebiete der Kunst dagegen machen wir keine Fortschritte sondern Rückschritte. Infolge eines unbegreiflichen Irrtums hat man geglaubt, daß die Anarchie aus der regionalen Literatur stamme, während diese im Gegenteil die Möglichkeiten für die Schaffung einer Disziplin bietet. Und infolge eines anderen noch schwerer wiegenden Irrtums hat man geglaubt, daß durch Zentralisation ein stärkerer innerer Zusammenhang geschaffen werde, während sie tatsächlich nur die Folge hat, die Individualitäten aus den Mittelpunkten herauszureißen, wo sie unter dem wohltätigen Einflusse eines harmonischen intellektuellen Milieus stehen, und sie ins Leere zu stellen, indem man sie auf eine Einsamkeit losläßt, die zwar im Durchschnitt gebildeter, aber beweglicher und zusammenhangloser ist. In dieser neuen Lage aber finden diese Individuen nichts, was sie stützen oder was ihre natürlichen Neigungen zur Uebertreibung und zur unausgeglichenen Absonderlichkeit zähmen könnte. Spanien hat als Nation noch kein allgemeines und regulierendes Milieu zu schaffen vermocht, weil seine großen sowie kleinen Energien sich in heroischen Unternehmungen verzettelt haben. Kaum war unsere Nation gegründet, als unser Geist bereits sein Bett verließ und auf der Suche nach äußerlichem und eitelem Ruhm die Welt überflutete. Die Nation selbst aber ist dadurch zu einer Kaserne der Ersatzabteilungen geworden, zu einem Lazarett für Invalide und zu einer Pflanzschule der Bettelei. Ist es dann verwunderlich, wenn die zufällig in dieser armen Heimat zurückgebliebenen tüchtigen Männer geneigt waren, ihren Fähigkeiten freien Lauf zu lassen, ohne sich darum zu sorgen, wohin sie gingen und wo sie haltmachen müßten? Das Nachdenken ist nicht, wie man vielfach glaubt, ein rein innerlicher Vorgang. Es ist vielmehr eine Arbeit zur Zusammenfassung der Gedanken,

welche die Wirklichkeit, in der wir leben, uns einflößt. Und selbst für die unabhängigen Geister gibt es ein Mittel, sie der allgemeinen Tätigkeit einzugliedern, nämlich wenn sie von Geistern umgeben sind, die sie im Zaum halten und fest umschließen.

Beim Studium der Künste Spaniens muß man in der Welt der Gedanken die Einheit suchen. Wir besitzen ein Werk über die „Geschichte unserer ästhetischen Anschauungen", aber es fehlt uns (ich könnte sagen, es muß uns fehlen) eine Geschichte unserer Technik, unserer Stilarten, unserer Schulen. Denn in Spanien ist es schwer, alle in einer höheren Einheit, in einem allgemeinen Begriff, kurz in einer wahren „Schule" zusammenzufassen. Und so bestehen denn auch die Gipfel unserer Kunst nicht aus Gruppen, die durch gemeinsame Kunstlehren geeint sind, sondern aus freien Genies, die wie Cervantes oder Velázquez ihre eigene Schule sind. In Frankreich gibt es vier- oder sechstausend Journalisten und Chronisten, die mit dem anspruchsvollen Selbstbewußtsein großer Schriftsteller schreiben, ohne dabei auch nur einen eigenen Gedanken in ihrem Gehirn zu besitzen. Der nationale Geist zwingt sie, Gruppen zu bilden, und um jede Sonne drehen sich Planeten, Satelliten, Asteroiden und sogar Meteore. Gewiß leisten diese kleinen Leute nichts Großes, aber sie schaden auch nichts. In Spanien tun diese Kreise dagegen weiter nichts, als daß sie das ästhetische Gefühl der Nation dem Boden gleichmachen. Wie mein Freund, Navarro y Lesdema, gesagt hat, der einer der wenigen Spanier ist, die noch castilisch denken können: die französische Sprache ist wie ein Ueberzieher und die spanische wie der weite spanische Mantel. Der spanische Mantel ist das individuellste Kleidungsstück und schwerer zu tragen als irgendein anderes, namentlich, wenn er aus derbem Stoff ist und bis auf die Füße fällt. Das trifft vollkommen zu: die castilische Sprache ist ein spanischer Mantel und die Mehrzahl

der spanischen Schriftsteller trägt ihn, indem sie ihn hinten nachschleppen läßt.

Die Zahl der bedeutenden Köpfe, deren Spanien durch die Kriege und die Kolonisation gewaltsam beraubt wurde, ist unberechenbar. Der Verlust dabei war aber doppelt, denn es ging nicht nur das verloren, was sie nicht schaffen konnten, sondern auch der Einfluß, den sie auf die Zurückgebliebenen hätten haben können. Und dieser Gedanke stammt nicht etwa aus gedankenloser Sentimentalität. Denn ich finde keinen großen Unterschied zwischen Leben und Tod, da nach meiner Ansicht die Ideen das sind, was wirklich lebt. Aber auch das Individuum muß leben, da es der Schöpfer der Ideen ist, und ebenso muß die Gattung leben, da ja in ihr die Ideen ihre Zuflucht finden. Deshalb halte ich weder den Tod noch die Art, wie er uns befällt, für wichtig. Was mich traurig stimmt, das ist, daß mit dem gestorbenen Körper die gegenwärtigen oder künftigen Schöpfungen des Geistes begraben werden. Man kann sein Vaterland auf viele Arten lieben. Die richtige aber ist, daß ein jeder es in der Art liebt, die ihm selbst natürlich ist und die am meisten zu der Herrlichkeit des Vaterlandes beiträgt. Wir haben den Sinn für Perspektive dermaßen verloren, daß wir nur noch das Vergießen des eigenen Blutes für wichtig halten. Die, welche nicht mit den Waffen, oder wenigstens mit ungestümen Redensarten kämpfen, gelten als „tote Last" der menschlichen Gesellschaft und werden mit Verachtung angesehen. Goethe hat hierüber bereits sich zu denen geäußert, die ihm mangelnden Patriotismus vorwarfen, indem er erklärte, daß er sich in den Dingen, zu denen er sich von Natur aus geeignet fühlte, zu den höchsten, ihm zugänglichen Höhen erhoben hatte. Er habe mit Leidenschaft gearbeitet und weder Anstrengungen noch Mittel gespart, um seine Arbeit auszuführen. Wer mehr getan habe als er, solle die Hand erheben. Man kann nichts Richtigeres und Erhabeneres sa-

gen. Die Howas, Kaffern, Hottentotten, Matabele und Zulus vergießen gleichfalls ihr Blut zur Verteidigung des vaterländischen Bodens. Aber in zivilisierten Ländern reicht das nicht aus. Man muß für die ideale Vergrößerung der großen Familie kämpfen, in deren Mitte man geboren ist, und diese Vergrößerung stellt größere Anforderungen als nur das Opfer eines Lebens.

Das goldene Zeitalter der spanischen Kunst ist zwar wunderbar, aber es ist doch nur ein Vorzeichen und eine Verkündigung dessen, was es hätte werden können, wenn wir nach Beendigung der Wiedereroberung unsere Kräfte zusammengefaßt und dazu verwendet hätten, unsere eigenen Ideale zu verkörpern. Die Energie, die wir in unseren Kämpfen gegen die Araber aufgespeichert hatten, war nicht nur kriegerische Energie, wie viele glauben. Sie war, wie ich später zeigen werde, geistige Energie. Wenn wir nicht durch Schicksalsschluß auf eine schiefe Ebene gestellt worden wären, dann hätte die nationale Kraft, ebenso wie sie in der Aktion zum Ausdruck gekommen war, sich innerhalb unseres Gebietes in einem intimeren und intensiveren Leben fortwirken und aus uns ein christliches Griechenland machen können.

Spaniens Weltstellung

Die auswärtige Politik Spaniens in der modernen Zeit könnte graphisch am besten durch eine Windrose dargestellt werden. Die Politik Castiliens war afrikanisch oder südlich, weil die Einnahme von Granada und die Beendigung der Wiedereroberung nicht der letzte Schlag gegen die Mauren sein konnten. Damals war die Macht der Muselmanen noch groß und man mußte einen neuen Angriff fürchten, da der Islam als solcher in sich den Keim der Gewalt trägt, was zwar heute äußerlich nicht mehr der Fall zu sein scheint, was aber morgen sich in einem jungen Volk wieder verkörpern und zu neuer Wärme und neuem Leben erstehen kann. Außerdem war es logisch, daß dem Angriff der Mauren ein Gegenangriff entsprochen hätte, der nicht in unserem, eben vorher eroberten Lande sein Ende finden, sondern auf das Ausgangsgebiet der Angreifer hinübergetragen werden mußte. Die Politik von Aragonien war auf das Mittelmeer gerichtet und östlich. Als dann Aragonien und Castilien verschmolzen wurden, geschah das unter der Devise der Gleichheit, so daß beide nicht nur eine Einheit wurden, sondern darüber hinaus eine Gesellschaft zur gegenseitigen Unterstützung bildeten, wie denn Aragonien bei der Eroberung von Granada Hilfe leistete und Castilien die italienischen Unternehmungen Aragoniens unterstützen mußte. In demselben Feldlager von Santa Fe aber, in dem der Kern des Heeres sich bildete, das dann auf die italienischen Felder entsandt wurde, entstand durch einen geschichtlichen Zufall der Gedanke, die

Pläne Colóns anzunehmen, womit die westliche oder amerikanische Politik Spaniens einsetzte. Die spanische Politik hatte also drei Hauptrichtungen: Süden, Osten und Westen. Nur der Norden fehlte, und der kam dazu, als Spanien sich die Niederlande einverleiben wollte. Aus den Kombinationen dieser entgegengesetzt gerichteten Politiken entstanden dann, wie in der Windrose, die dazwischen liegenden, bis es überhaupt kein Land in Europa mehr gab, mit dem wir uns nicht unter dem einen oder dem anderen Vorwande diplomatisch oder kriegerisch auseinandersetzen mußten.

Die außerordentlich positivistische Auffassung, von der heutzutage die geschichtlichen Studien beherrscht werden, zwingt die Geschichtschreiber, alle Ereignisse auf demselben Niveau und als gleichwertig zu behandeln und ihren Ehrgeiz in die Exaktheit und Unparteilichkeit ihrer Forschung zu setzen. Statt geschichtlicher Gemälde gibt man uns nur Auszüge aus Archiven, die mit großem Geschick angefertigt sind. Die Unparteilichkeit aber wird dadurch erreicht, daß man in äußerst bequemer Weise niemals sagt, was die Tatsachen bedeuten. Tatsächlich aber ist das Wesentliche in der Geschichte die Vermählung der Ereignisse mit dem Geiste des Landes, in dem sie stattgefunden haben. Nur um diesen Preis kann man eine wirkliche, logische und nützliche Geschichte schreiben. Wozu nützt eine Reihe von genauen und auf vertrauenswürdige Beweise gestützten Tatsachen, wenn man allen diesen Tatsachen gleiche Bedeutung beimißt, wenn man sie alle mit demselben Nachdruck wiedergibt und nicht klarstellt, welche unter ihnen mit dem Charakter einer Nation übereinstimmen, welche im Widerspruch dazu stehen, welche die natürliche Entwicklung des Gebietes begünstigen und welche sie hindern, wobei man dessen Einwohner als eine geschichtliche Persönlichkeit anzusehen hat?

Die Verfasser von Geschichtswerken über Spanien richten ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die moderne Zeit, weil

sie ihnen näher liegt und weil sie sie als den Vordergrund ihres geschichtlichen Gemäldes ansehen. Diese Auffassung aber ist irrtümlich und verletzt die Perspektive. In der Geschichte kann man die Ereignisse nicht hintereinander aufstellen, wie die Personen und die Gegenstände in einem Gemälde. Alles beruht auf der nationalen Persönlichkeit, und an ihr muß der verhältnismäßige Wert der geschichtlichen Ereignisse geprüft werden. Wenn wieder mehrere Jahrhunderte vergangen sein werden und es eine andere neue moderne Zeit geben wird, dann wird die Zeit, die wir heute die moderne nennen, es nicht mehr sein und wird ihren Namen ändern müssen. Bei dieser Namensänderung aber wird man bemerken, daß es nicht nur der Name ist, der sich ändert, sondern auch die gesamte Bedeutung der Ereignisse, aus denen diese Zeit sich zusammensetzte. Und dann wird diese heutige moderne Geschichte eine abnorme Phase unserer allgemeinen Geschichte geworden sein.

Wir haben in unserer Geschichte zunächst eine Zeit ohne einheitlichen Charakter gehabt. Darauf ist eine spanisch-römische Zeit gefolgt, hierauf eine spanisch-visigotische und sodann eine spanisch-arabische. Was sich daran anschloß, wird einst als spanisch-europäische und spanisch-koloniale Zeit gelten, wobei die erstere unsere Entstehung und die zweite unsere Ausbreitung brachte. Aber wir haben niemals eine rein spanische Zeit gehabt, in der unser Geist bereits geformt gewesen wäre und seine Früchte auf eigenem Boden gezeitigt hätte. Da uns aber eine solche Zeit bitter gefehlt hat, so fordert die Logik der Geschichte, daß wir sie einmal haben und daß wir uns bemühen, ihre Bahnbrecher zu sein. Die Wirksamkeit einer Rasse durch die Anwendung von Gewalt ist wichtig. Aber noch wichtiger ist ihre ideale Wirksamkeit. Und diese erreicht ihren Höhepunkt nur dann, wenn auf die Wirksamkeit nach außen Verzicht geleistet und wenn alle

Lebenskraft der Nation innerhalb des eigenen Gebietes konzentriert wird.

Zu Beginn der modernen Zeit herrschten in Spanien zwei natürliche und berechtigte politische Strömungen: die von Kastilien und die von Aragonien, das heißt die afrikanische und die italienische. Seit der Vereinigung von Aragonien und Kastilien mußte notwendigerweise die an zweiter Stelle genannte Politik Raum verlieren. Die Entdeckungen und Eroberungen in Amerika, durch die uns eine so weite Bresche eröffnet wurde, waren zugleich in unserem Nationalcharakter, in unserem Glauben und in der Vorsehung des Schicksals begründet, welches unseren Schultern eine so schwere Last auferlegte. Aber unsere Wirksamkeit in Mitteleuropa war eine so unermeßlich absurde Politik und ein solcher Widersinn, daß sie nur insofern entschuldigt werden kann, als sie durch die damals auf dem Gebiete des politischen Rechtes und der Regierungsgewohnheiten herrschenden Ideen gedeckt wird. Indem das halbinsulare Spanien sich auf eine Politik nach Art der festländischen Nationen einließ, verurteilte es sich selbst zum sicheren Untergange. Wenn eine Nation neue Gebiete innerhalb ihres natürlichen Wirkungskreises erwirbt, dann stärkt sie sich. Wenn sie sich aber andere Gebiete angliedert, in denen eine Benachteiligung ihrer eigenen dauernden Interessen latent enthalten ist, so schwächt sie sich. Englands Macht beruht darauf, daß es sich von dieser Linie niemals entfernt hat. England ist eine Macht, die sich auf den Besitz strategischer Punkte stützt, welche „auf insulare Weise" verteidigt werden können. England konnte die Niederlande zu solchen Zeiten besetzen, in denen es ihretwegen keine erheblichen Kräfte zu vergeuden nötig gehabt hätte. Aber es hat sich damit begnügt, darauf hinzuarbeiten, daß in den europäischen Küstenländern, die seinem Gebiete gegenüberliegen, kleine und schwache Nationen bestehenblieben, um auf diese Weise vor einer Invasion gesichert zu sein.

Hätte es sich weiter vorgewagt, so würde es demselben Schicksal erlegen sein wie wir. Ein politischer Irrtum vernichtet ein Volk, auch das größte Volk der Welt.

Spanien hat einen solchen Irrtum begangen. Und als es diesen Irrtum beging, da gab es Leute, die, wenn auch unklar und instinktiv, einsahen, welchen Gefahren er uns aussetzte. Viele sahen das ein, aber die einen starben und die anderen wurden geköpft. Nach meiner Auffassung war der Tod von Cisneros, der ihn vor dem fremdländischen Windstoß, den Karl von Gent mit sich brachte, bewahrte, zugleich der Tod Castiliens. Und die Enthauptung der Mitglieder der damaligen Comunidades de Castilla war die Strafe, welche über die Widerspenstigen verhängt wurde, die die neuen Pfade nicht betreten wollten, die sich der Politik Spaniens öffneten. Diese Comuneros waren weder Liberale noch Freiheitshelden, wie uns viele glauben machen möchten. Sie waren keine romantischen Helden, die sich für neue großmütige Ideen begeisterten, um im Gefecht von Villalar durch die Ueberzahl der Kaiserlichen und durch einen Regen besiegt zu werden, den der Wind ihnen ins Angesicht schlug, so daß sie ihre Gegner nicht sehen konnten. Es waren starre Castilianer, die nichts anderes als ihr Heimatland kannten und die überlieferte nationale Politik gegen die neue europäische Politik Karls I. verteidigten. Und was das Gefecht von Villalar anbelangt, so scheint sicher zu sein, daß es wohl nie stattgefunden hat.

Beim Aufstand der Comunidades de Castilla ereignete es sich, wie das sich sozusagen immer ereignet, daß beide Teile recht hatten und daß man von allem anderen, nur nicht von der wahren Ursache der Ruhestörungen sprach. Vielleicht rührte das daher, daß die feindlichen Banden selbst nicht genau wußten, was sie wollten. Zu unserer Zeit gilt die protektionistische Politik besonders viel. Es gibt keine Klasse, die nicht die Unterstützung des Staates verlangt, und

eine Klasse will den Staat sogar zum allgemeinen Lieferanten des Glücks machen. Auf diesem Wege wird man, ohne es zu bemerken, dazu kommen, daß man die politische Macht nach dem Vorbilde derjenigen eines Familienvaters ausgestaltet. Zugleich aber wird man die politische Macht in diesem Falle dazu zwingen, außerordentliche Mittel zu suchen, um ihre funkelnagelneuen Funktionen erfüllen zu können. Dann aber werden die mit ihrem Einspruch hervortreten, welche solange geschwiegen haben, als die Erörterungen über diese Frage noch nicht abgeschlossen waren, welche es zugelassen haben, daß diese Ideen feste Gestalt annahmen, weil sie sie für unbedenklich oder kaum gefährlich hielten, und welche dann über unvermeidliche Ergebnisse verwundert sind. Genau so war es, als bei der Bildung der spanischen Nationalität die königliche Macht sich über jede andere Macht erhob. Man verlangte von ihr, daß sie die Oberherrschaft über alle wesentlichen Kräfte des Landes übernehme, die sich infolge der Mißbräuche und Privilegien aufgelehnt hatten. Man rief die königliche Macht dazu auf, für die politische Vergrößerung zu kämpfen, die man in dem Grundgedanken jener Epoche erblickte: in der Schaffung starker Nationalitäten. Als aber die königliche Macht diese Arbeit aufnahm, erhob sich der Aufruhr der vorsichtigen Leute, welche erkannten, daß die nationale Politik in eine dynastische überging.

Aber wenn man diesen ursprünglichen Irrtum zugibt, muß man dennoch zugestehen, daß Karl I. sich für seine Zeit eignete. In Spanien war niemand fähig, seine Politik zu verstehen, und das beweist ohne jede weitere Demonstration, daß seine Politik unseren Interessen fremd war, obwohl sie sich auf unbestreitbare Rechte und auf unklare Bestrebungen unserer Nation stützte. Karl I. spielt in unserer Geschichte die umgekehrte Rolle wie Napoleon in der französischen. Napoleon macht aus Frankreich eine insulare Nation und Karl I. aus Spanien eine festländische. Er verstand es, die

verschiedenen und untereinander widersprechenden politischen Ziele zu verfolgen, die zu gleicher Zeit auftauchten. Er bemühte sich um die Niederlande, Italien, Tunis und Amerika. Alles dieses umfaßte er mit weitem, wunderbarem und sicherem Blick. Aber sein Werk war hochpersönlich, weil er Spanien von außerhalb her betrachtete und bei uns denselben Ehrgeiz voraussetzte, der ihn, den Sohn des festländischen Zentrums, quälte.

Beim Uebergang der Herrschaft von Karl auf Philipp II. wird sofort sichtbar, daß die Politik des Hauses Oesterreich zur europäischen Gefahr wird und sich mit unserer Nation nicht verträgt. Philipp II. war ein Spanier und sah alle Dinge mit den Augen des Spaniers an, mit einem starken Sinn für Unabhängigkeit und Ausschließlichkeit. So konnte er sich nicht mit dem Schein der Macht begnügen. Er wünschte die wirkliche Macht zu haben. Seine Rechtschaffenheit war wunderbar und viele Monarchen könnten sich in ihr wie in einem Spiegel betrachten, wenn sie sich im Besitze von Reichen blähen, die sie nur dadurch im Besitz behalten können, daß sie Demütigungen hinnehmen, welche nicht geringer sind als die, denen gewöhnliche Ehrgeizige ausgesetzt sind, wenn sie Stellungen behalten wollen, die sie der Intrige oder der Günstlingswirtschaft verdanken. Philipp II. wollte tatsächlich das sein, wozu er ein Recht hatte. Er wollte sowohl regieren wie auch herrschen. Er wollte, daß die spanische Herrschaft keine Aeußerlichkeit zur Befriedigung nationaler Eitelkeiten, sondern eine wirkliche Macht sein sollte, die alle Fähigkeiten und Attribute der Souveränität besaß. Er wollte, daß sie eine Macht wäre, die in allen unserer Wirksamkeit unterworfenen Ländern die deutliche Spur des spanischen Charakters hinterließ und auf der anderen Seite, wenn möglich, alle Länder der Welt beeinflußte. Von diesem Gesichtspunkt aus ergriff und löste er alle Probleme, die

seine Zeit ihm bot. Und seine Erfolge ebenso wie seine Niederlagen verdankte er seiner Hartnäckigkeit.

Für ein anderes Volk würde es verhältnismäßig leicht gewesen sein, den religiösen Konflikt beizulegen, den das Erscheinen der Reformation in den Niederlanden hervorrief. Nach den ersten Zeiten des Widerstandes würde man erkannt haben, welchen Umfang die Ketzerei angenommen hatte, und man würde nach einem Kompromiß zur Bewahrung der politischen Herrschaft gesucht haben. Sogar das gleichfalls katholische Frankreich würde das getan haben, wie es denn von je weniger starrsinnig war und sein politisches Prestige höher als seine religiösen Ideen stellte. Frankreich bewies dies, indem es sich mit Protestanten und sogar mit den Türken verbündete, sobald das seinen Interessen zugute kam. Nur Spanien war imstande, die Frage so aufzufassen, wie es geschehen ist, und seine materielle Herrschaft zugunsten der Aufrechterhaltung der religiösen Herrschaft zu gefährden. Und während andere Nationen die Herrschaft zwar etwas später verloren, aber keine Spuren ihrer Tätigkeit hinterlassen haben würden, verloren wir allerdings diese Herrschaft schneller, aber hinterließen eine katholische Nation mehr in Europa.

Die Politik Philipps II. hatte das Verdienst, das jede offene und logische Handlung besitzt: sie zog klare Grenzlinien und zeigte uns den Ernst des Unternehmens, das Spanien gewagt hatte, indem es die Bahnen seiner nationalen Politik verließ. Wenn Philipp II. keinen vollen Triumph erntete und wenn er als Erbschaft eine unvermeidlich gewordene Katastrophe hinterließ, so war daran nicht er schuld, sondern die Unmöglichkeit, sich und sein Volk der Taktik anzupassen, welche die festländische Politik erforderte und erfordert. Eine Nation setzt sich nicht nur mit Land- und Seestreitkräften durch. Sie braucht dazu auch schmiegsame Ideen, welche sich zu schneller Verbreitung eignen. Diese Ideen aber

kann man nicht erfinden. Sie werden entstehen, wie wir das fortwährend in Frankreich sehen, aus der Verschmelzung von Ideen, die dem Ausland entnommen sind, mit heimischen Ideen. Man muß die spontane Kraft der eigenen Gedankenwelt opfern, man muß sich „des idées générales" ausdenken, die in allen Ländern Kurs haben, wenn man nach einem dauernden politischen Einfluß strebt. Wir besitzen unserer ganzen geistigen Konstruktion nach keine hierzu ausreichende Fingergewandtheit, und unser Geist hat nur durch Gewalt triumphieren können. Ich bin überzeugt, daß auf die Dauer derjenige Geist sich durchsetzt, der am meisten exklusiv und originell ist. Aber wenn er sich durchsetzt, dann hat er bereits keine politische Tragweite mehr. Sein Einfluß ist ideal wie der der Griechen auf die Römer.

Mit Philipp II. verschwindet der Sinn für Synthesis aus unserer Nation, das heißt die Fähigkeit, unsere verschiedenen politischen Interessen in ihrer Gesamtheit zu erfassen. Spanien verteidigt sich lange Zeit mit dem Instinkt der Selbsterhaltung, aber ohne sich klarzumachen, welches Interesse geopfert werden muß, wenn ein Opfer notwendig wird. Alles wird in unserer Politik gleich bewertet, das Vorübergehende und Flüchtige ebenso hoch wie das Wesentliche und Dauernde. Der Grundgedanke unserer Regierenden aber war, daß die politische Macht von der Ausdehnung des Territoriums abhing. Solange, als dieses sich nicht verringerte, blieb das Prestige und die Lebenskraft der Nation unberührt. Und so erhielten wir uns aufrecht oder erhielt uns unser Heer aufrecht, dieser innere Kern unserer Widerstandskraft, der die Zerstückelung des Landes verhinderte und gelegentlich allein die ganze Nation vertrat, und zwar mit größerem Recht als die gewaltige Anhäufung von Gebiet und Einwohnern, die zusammen Spanien bildeten.

Das Traurigste an unserem Niedergang ist meiner Ansicht nach nicht dieser Niedergang selbst, sondern die ausgesuchte

Torheit, welche die Leiter der öffentlichen Geschäfte Spaniens zu wiederholten Malen bewiesen. Im besten Falle stoßen wir auf einen Menschen, dem es an dem nötigen Geschick zur Ausführung seiner Sonderaufgabe nicht gebricht. Aber wir treffen keinen einzigen, der die nationale Politik von einem erhabenen oder doch wenigstens zentralen Gesichtspunkte aus betrachtet und beurteilt. Sie gleichen alle den gealterten Musikanten, von denen das spanische Sprichwort sagt, daß ihnen nur der Rhythmus geblieben ist.

Vielleicht wäre es für Spanien ein Glück gewesen, wenn der langsame und schmerzliche Niedergang, der mit dem Westfälischen Frieden begann und mit dem Frieden von Utrecht vollendete Tatsache wurde, ein plötzlicher Sturz gewesen wäre, aus dem wahrscheinlich unsere nationale Einheit auch unverletzt hervorgegangen wäre. Aber unsere Kräfte waren über viele Orte zu gleicher Zeit verstreut; sie wurden durch einen fortwährenden Verbrauch von Energie geschwächt, der in demselben Maße stieg, wie das Ende näherrückte, und so begannen die verschiedenen Teile Spaniens sich an den Stellen, wo sie zusammengeschweißt waren, zu lockern. Die Nation aber war soweit gekommen, daß sie auseinanderzufallen drohte. Und tatsächlich trat auch eine teilweise Auflösung ein, da Portugal, das erst vor kürzerer Zeit der Einheit einverleibt worden war, schließlich seine Unabhängigkeit durchsetzte.

Es ist ungerecht, wenn man von den Männern jener Zeiten eine so vollkommene Kenntnis unserer Interessen verlangt, wie wir sie heute besitzen, wo wir die Ereignisse aus der Entfernung und mit anderem politischen Augenmaße beurteilen. Aber es ist ganz gewiß gerecht, wenn man erklärt, daß man auch mit den damals herrschenden Ideen hätte vernünftiger handeln können, wenn unsere Staatsmänner auf der Höhe ihrer Aufgaben gestanden hätten, oder doch wenigstens das Wesentliche in der Nation, also das Heimatland,

die geeinte Halbinsel, von dem Zufälligen, das heißt den Schutzgebieten und Kolonien, hätten unterscheiden können. Aber die Verwirrung war in dieser Hinsicht so vollkommen, daß man alles als gleichwertig ansah und mit demselben Nachdruck in allen Vertragsverhandlungen verteidigte: ebenso im Falle der Pyrenäen wie in dem der Herrschaft Spaniens in Portugal (dessen Aufstand von Frankreich begünstigt und unterstützt war) und wie im Falle der persönlichen Interessen der Prinzen von Condé. So erhaben auch die Auffassung von der politischen Loyalität sein mag, so ist es doch niemals entschuldbar, wenn das Interesse einer Nation, das etwas Wesentliches und Dauerndes ist, einem einzelnen zuliebe geopfert wird, dessen Dienste in privater und nicht öffentlich-rechtlicher Form belohnt werden können.

In dieser Hinsicht war die Politik der Bourbonen nicht besser als die des Hauses Oesterreich. Man hielt weiter den Gedanken für erwiesen, daß die nationale Größe von außen kommen müsse, daß die Kraft in der Menge liege, in der Ausdehnung des Gebietes. Dieses System ist dasselbe, das gewöhnlich der ruinierte Adel befolgt. Auf keinen Fall dürfen die Ausgaben verringert werden, damit man ja das nicht bloßstelle, was bereits längst allen sichtbar gewesen ist. Wucheranleihen und dummes Prunken mit Macht, um Vertrauen zu erwecken, Heiraten, um eine rettende Mitgift zu erjagen, und im übrigen kleine Zufallsgeschäfte üblen Charakters. Nicht anders sah unsere Politik in der ersten Zeit der Bourbonen aus. Das geräuschvollste Ereignis jener Epoche war die berüchtigte Dukatenfrage und unser politisches Meisterwerk das Experiment der Galvanisation des Intriganten Alberoni. Der spanische Geist war bereits durch systematische Unnatürlichkeit vergiftet und es fehlte eine Hand, die stark genug war, um ihn dazu zu zwingen, daß er die Rettung da suchte, wo er sie finden konnte, im Wiederaufbau der nationalen Energien. Mit anmutiger Freude

nimmt er deshalb alle politischen Geheimmittel an, die ihm die Spekulanten der Diplomatie anbieten, und lange Zeit hindurch schleppt er sich durch die Niederungen der kollektiven Bettelei dahin, mit dem Flitterstaat erlogener und lächerlicher Größe geschmückt.

Die moderne Epoche unserer Geschichte ist noch nicht abgeschlossen, da ein Zeitalter erst dann beendet ist, wenn neue Ereignisse auftreten, die nach neuen Richtungen weisen. Während unserer Tage sind die Versuche wiederholt worden, die während der Regierung Karls III. an der Tagesordnung waren. Es scheint ja, daß wir nunmehr das gelobte Land betreten sollen. Aber stets sind plötzliche Komplikationen eingetreten, die das begonnene Werk umgestürzt und uns in dem ewig interimistischen Zustand gelassen haben. Man streitet sich noch darüber, welche Form der Regierung und der territorialen Organisation unserer Nation gegeben werden soll. Man streitet sich über alles und man streitet sich immerwährend. Die Kraft, die früher in politischen Abenteuern auf fremdem Boden vergeudet wurde, wird heute in Reden verschwendet. Und dabei sind wir noch nicht von den Worten zur inneren Aktion übergegangen, die der Zweck und die natürliche Grundlage unseres politischen Lebens sein sollten. Wir haben einige Dinge wiederhergestellt, aber es bleibt noch übrig, das Wichtigste wiederherzustellen: den gesunden Menschenverstand. Erst wenn alle Spanier, zum Teil sogar unter Preisgabe ihrer theoretischen Ueberzeugung, einen festen Rechtszustand anerkennen, über den nicht mehr diskutiert wird und der längere Zeit unverändert bleibt, erst wenn alle gemeinsam an die Arbeit, die alle interessiert, Hand anlegen und arbeiten, erst dann wird man sagen können, daß ein neuer Abschnitt unserer Geschichte begonnen hat.

Der Ausgangspunkt für die äußere Politik eines Landes

ist seine nationale Politik. Von ihr hängt es ab, wohin jene sich wenden soll. In gleicher Weise ist der Ausgangspunkt für die innere Politik die Auffassung, welche man von der Rolle hat, die die Nation in der äußeren Politik spielen muß. Zum Beispiel war die innere Politik Preußens vor der Gründung des Deutschen Reiches dem Gedanken der Gründung des Reichs untergeordnet. Die gegenwärtige äußere Politik Italiens ist den Forderungen seiner inneren Politik untergeordnet, nämlich der Notwendigkeit, die italienische Einheit zu befestigen. Wenn wir die künftige äußere Politik Spaniens festgelegt haben, werden wir eine feste Grundlage haben, auf der unsere innere Politik sich aufbauen kann. Ist die erst einmal allgemein anerkannt, so werden wir schon die nötige Kraft finden, um den nationalen Bestrebungen Genüge zu leisten. Spanien kann deshalb nach meiner Ansicht heute keine klar umschriebene äußere Politik besitzen, weil ihm eine innere Verfassung fehlt, die robust genug wäre, um eigenen Bahnen zu folgen, die mit seinen eigenen Interessen im Einklang stehen. Aus diesem Grunde aber muß vor allen Dingen festgestellt werden, worin diese Interessen bestehen, um dann auf ihnen unsere innere politische Organisation aufzubauen.

Am klarsten ist unser Horizont in nördlicher Richtung. Unsere einstige unheilvolle Kontinentalpolitik ist vollständig erschöpft, gestorben und begraben. Außer Beziehungen wirtschaftlicher und gut nachbarlicher Art hat Spanien mit dem übrigen Europa nichts gemein, was es in europäische Verwickelungen notwendigerweise hineinziehen könnte. Wir besitzen eine sehr scharf gezogene natürliche Grenze und unsere territoriale Politik ist die einer freiwilligen Zurückgezogenheit, die nicht nur logisch ist, sondern, wenn sie das nicht wäre, aus Gründen des Dekorums aufgenommen werden müßte. Wenn ein großer Schauspieler bemerkt, daß seine Fähigkeiten unter dem unvermeidlichen Einfluß der Zeit ver-

fallen und schwächer werden, so gibt es für ihn nur die einzige vornehme und anständige Lösung, daß er sich im richtigen Augenblick zurückzieht. Er darf sich nicht dadurch entwerten, daß er untergeordnete Rollen übernimmt und bis zum ersten oder zweiten Diener herabsinkt, der die geheiligten Worte auszusprechen hat: „Gnädige Frau, der Tisch ist gedeckt." Spanien ist in Europa ein großer tragischer Schauspieler gewesen und kann die Rolle einer Großmacht nicht als liebenswürdiges Zugeständnis hinnehmen, obwohl einige ebenso unruhige wie unwissende Politiker glauben, daß das genügen würde, um uns die Kräfte zu verleihen, die uns noch fehlen. In diesem Punkte muß nach meiner Ueberzeugung der unbedingt starre Grundsatz befolgt werden, daß wir uns von allen europäischen Vorgängen fernhalten, auch dann, wenn es sich um die wichtigsten Fragen unserer eigenen Politik handelt. Denn so große Vorteile wir auch dabei gewinnen könnten, so würden sie doch niemals ausreichen, um einen Ausgleich für die verderblichen Folgen zu schaffen, die notwendigerweise sich aus einer politischen Wirksamkeit ergeben würden, welche dem Wesen unseres Gebietes widerspricht.

Es wird sicher als eine Kühnheit angesehen werden, wenn ich erkläre, daß es für Spanien kein schwebendes Problem kontinentaler Politik gibt. Haben wir nicht, so wird man mich fragen, in Spanien zwei Probleme, die mit unserer Einheit zusammenhängen und insofern europäische sind, als ihre Lösung teilweise von der europäischen Politik abhängt? Denn in Spanien hält man guten Glaubens dafür, daß die Erlösung Gibraltars und die Herstellung der iberischen Einheit Fragen sind, die es ausnahmsweise nötig machen, aus der spanischen Zurückgezogenheit herauszutreten, während tatsächlich beide unsere systematische Zurückgezogenheit noch stärker rechtfertigen und unterstützen, wenn dies überhaupt möglich wäre.

Die Erlösung Gibraltars muß ausschließlich und wesentlich von Spanien bewirkt werden. Es würde eine europäische Frage sein, wenn alle Nationen Europas daran wie an der Freiheit des Mittelmeeres ein Interesse hätten und es für angebracht hielten, friedlich zu intervenieren, so wie sie es getan haben, um Angelegenheiten allgemeinen Interesses und verwandten Charakters beizulegen, wie zum Beispiel die Freiheit der großen Schiffahrtswege im Inneren des Kontinentes. Da dem aber nicht so ist, kann Spanien nicht den Schutz dieser oder jener politischen Gruppe in Europa suchen, um gewaltsam diese Erlösung zu erreichen. Denn dieser Dienst würde zu viel kosten und unsere Schwäche genau so deutlich hervortreten lassen, wie das unsere gegenwärtige Lage tut.

Es ist keine Demütigung und keine Schande, die Ueberlegenheit eines Gegners anzuerkennen. Nun ist aber mehr als klar, daß England die Vorherrschaft auf allen Meeren der Erde besitzt. Nur wenige Nationen haben sich gegen den Mißbrauch der englischen Macht, die von der Uneinigkeit des Kontinentes begünstigt wird, schützen können. Die beste Politik gegen solche Mißbräuche aber besteht darin, stark zu sein und Respekt einzuflößen. Ein Gewaltstreich wie die Wegnahme von Gibraltar hat einen gewissen praktischen Wert, indem die nationalen Energien dadurch berichtigt und die Vorlauten dadurch verhindert werden, ihre Stimme zu laut zu erheben. Gibraltar ist für England nur solange eine Quelle der Kraft, als Spanien schwach ist. Wäre Spanien stark, so würde der Besitz des Felsens ein schwacher Punkt sein und seine Daseinsberechtigung für England verlieren. Man kann mit wissenschaftlicher Sicherheit versichern, daß eine starke und kräftige Nation, so klein sie auch sein möge, davor sicher ist, in ihrem eigenen Gebiet gedemütigt zu werden. Nur zerrissene und desorganisierte Nationen reizen zu solchen territorialen Gewaltakten, und nur in ihrem Land

kann die hohe politische Piraterie ungestraft begangen werden.

England ist gewiß keine Nation, die Sympathien einflößen könnte, da es durch seine Macht vielmehr furchtbar und verhaßt gemacht wird. Im allgemeinen ist eine „sympathische" Nation eine solche, der es schlecht geht. Die politische Sympathie ist gewöhnlich mit dem Mitleid und dem Bedauern in den Beziehungen unter Menschen verwandt. Aber glücklicherweise steht die sentimentale Politik heutzutage ziemlich niedrig im Kurse und alle Probleme können offen und in egoistischer Formulierung aufgeworfen werden. Dieser offenherzige Egoismus ist übrigens dem vorsichtigen und heuchlerischen Egoismus der „klassischen" Diplomatie entschieden vorzuziehen. Unter Benutzung dieser ganz neuen Auffassung kann man also sagen, ohne dadurch die politische Moral zu beleidigen, daß von allen Nationen Europas nächst Spanien Italien am stärksten an der möglichst lang andauernden Aufrechterhaltung der englischen Vorherrschaft zur See interessiert ist. Es geht uns hierbei ebenso wie jenem ruinierten Adligen, der sich um nichts in der Welt von einem allzu freigebigen Verwalter trennen wollte. „Ich behalte ihn nicht etwa, weil ich in ihn verliebt bin," sagte der arme Herr, „sondern weil ich fürchte, daß sein Nachfolger es soweit bringt, daß ich von Almosen leben muß." Und wenn jemand, der über unseren Affront von Gibraltar erregt ist, diesen Gedanken für nicht gerade vornehm hält, so lasse er sich gesagt sein, daß ihn mir der vorsichtige Sancho Pansa ins Ohr geflüstert hat, der ebenso spanisch war und ebenso aus der Mancha stammte wie Don Quijote.

Ehe man eine kindliche Freude über den Zusammenbruch einer Macht empfindet, muß man an die Macht denken, die an ihre Stelle treten würde. Wir selbst würden nicht in Frage kommen, wenn es darum ginge, die Erbschaft Englands anzutreten. Wir werden vielmehr das Zusehen haben,

wenn England durch eine Koalition aus dem Sattel gehoben wird und es an das Erben geht. Tausend Lösungen sind möglich, aber keine ist so klar und so günstig wie der „Status quo". Nach meinem Dafürhalten ist England die furchtbarste Seemacht, weil seine Macht sich vollkommen mit seinem territorialen Charakter deckt. Keine Nation des Kontinentes könnte aus eigener Kraft es dahin bringen, wo England angelangt ist. Aber England hat außerdem zwei starke Bürgschaften für seine Stellung: erstens ist es nicht unmittelbar mit dem Kontinent und noch weniger mit den Ufergestaden des Mittelmeeres verbunden und zweitens befindet es sich in der Fülle seiner Macht und muß schon zu Maßnahmen der Verteidigung greifen. Seine Macht würde demnach für Europa nützlich werden, sobald es seinen aggressiven Charakter verlöre und als Vertreter der internationalen öffentlichen Ordnung sich auf die Dauer hielte. Dagegen würde eine seefahrende Kontinentalnation, zum Beispiel Frankreich oder Rußland, eine fortwährende Ursache der Unruhe bilden und außerdem die Unabhängigkeit einiger Nationen bedrohen, die zu gleicher Zeit durch Land- und Seestreitkräfte angegriffen werden könnten. England muß sich darauf beschränken, isolierte Punkte der Küste zu besetzen. Eine Kontinentalnation würde Waffen und Mittel besitzen, um sich innerhalb des ganzen Bereiches eines Territoriums durchzusetzen.

Um einen Ersatz für die englische Vorherrschaft zur See zu schaffen, gibt es zwei theoretische Lösungen, die ich nur im theoretischen Interesse andeuten will: die Neutralisierung des Mittelmeeres oder ein maritimes Gleichgewicht, das einer Neutralisierung gleichkommt. Der Augenblick muß kommen, wenn die Hegemonie Europas in der Welt nicht mehr mit den jetzigen Mitteln aufrechterhalten werden kann und wenn eine Zusammenfassung der Kräfte hierfür nötig wird. Da aber diese Hegemonie sich in erster Linie auf die

Seemacht stützen muß, so wird es notwendig sein, einen Kern, einen vereinigenden Mittelpunkt in dem Meere, welches ganz besonders europäischen Charakter trägt, im Mittelmeer, zu schaffen. Denn eine diplomatische Uebereinkunft oder auch ein zu Papier gebrachtes Bündnis würden für diesen Zweck nicht genügen. Ein sicheres, greifbares Faktum ist nötig, welches den zwingenden Beweis für die Einheit der Aktion bildet und schon durch sein bloßes Bestehen, auch ohne die sofortige Anwendung von Gewalt, die Vorherrschaft ausübt, die Europa durch das Mittel unsicherer Koalitionen besitzt. Die Neutralisierung des Mittelmeeres würde große Seestreitkräfte freimachen, die eine Verstärkung der expansiven Bewegung Europas ermöglichen würden. Das maritime Gleichgewicht würde die Grundlage eines allgemeinen Einverständnisses und einer gemeinsamen Aktion abgeben, sobald alle europäischen Nationen in ihm vertreten wären, namentlich die, welche besonders schwach sind und deshalb mit größerer Aufrichtigkeit und stärkerem Interesse als Vermittler und als Stützen des Friedens dienen würden.

Aber beide Lösungen, deren weitere Darlegung angesichts der Wichtigkeit dieser Frage nur in einem besonderen Werke möglich wäre, haben zur Zeit keine praktische Bedeutung, da noch nicht alle Nationen soweit gekommen sind, sich von ihrem Sonderehrgeiz freizumachen. Und wenn man jetzt von einer Zerstörung der englischen Macht spricht, so denkt man dabei nicht daran, an seine Stelle eine harmonisch wirkende Macht, sondern eine ebenso exklusive und vielleicht noch gefährlichere Macht zu setzen. Die beiden angedeuteten friedlichen Lösungen sind wie Pique und Baste im L'Hombre: sie sind die stärksten Trümpfe, die sich Europa für den Tag seines schwersten Unglücks aufspart. Dieser Tag ist aber noch nicht gekommen. Zur Zeit ist es jedenfalls das Klügste, der Macht, die die geringsten Nachteile bietet, seine Unterstützung zu leihen.

Malta hängt geographisch von Italien ab und trotzdem hat sich Italien auf die Seite Englands gestellt. Spanien unterliegt keiner solchen Verpflichtung, da es freien Zugang zu anderen Meeren hat und nicht im Mittelmeer eingezwängt liegt. Es braucht keine Bündnisse und es darf keine Verträge mit einer stärkeren Nation abschließen, da wirklichen Wert in den Verträgen mit Stärkeren nur die nachteiligen Bedingungen haben, während die vorteilhaften mehr oder weniger problematisch bleiben. Trotzdem ist Spanien daran interessiert, daß Englands Seemacht ungebrochen bleibt.

Gibraltar ist eine fortwährende Beleidigung für uns, die wir zum Teil als Strafe für unsere Unfähigkeit zur Aufrichtung einer guten Regierung verdienen. Aber Gibraltar stört die normale Entwicklung unserer Nation nicht. Es würde deshalb auch keinen genügenden Grund dafür bilden, daß wir andere wichtigere Interessen opfern, um im günstigsten Falle das zu beschleunigen, was logischerweise das Ende des Wiederaufbaues unserer Nationalität sein muß. Es mag tatsächlich töricht klingen, daß unsere eigenen Interessen an die des einzigen Volkes gebunden sind, gegen das wir einen wirklichen Grund zum Vorwurf haben. Aber diese Torheit einzusehen und anzuerkennen ist in dieser Frage die höchste politische Weisheit.

Das Problem der iberischen Einheit ist weder europäisch noch spanisch. Wie aus seinem Namen schon hervorgeht, ist es halbinsular oder iberisch. Zwar haben einige Nationen Europas ein Interesse daran, daß die Halbinsel politisch geteilt sei. Aber daraus folgt noch nicht, daß es sich um eine europäische Angelegenheit handele. Und wenn alle Nationen damit einverstanden wären, daß wir diese vorteilhafte Einheit herstellten, so würden wir deshalb noch nicht zum Angriff schreiten dürfen. In Spanien würde, was man auch sagen und denken möge, niemand dazu fähig sein. Wenn dagegen Spanien und Portugal sich freiwillig zur Einheit

zusammenschlössen, dann würde kein Mensch in Europa etwas gegen ein Uebereinkommen haben, welches das kontinentale Gleichgewicht unberührt ließe. Die Einheit muß also ausschließlich das Werk derer sein, die sich einigen wollen. Es ist eine innere Angelegenheit, bei der die Verwendung äußerer Hilfe gefährlich ist. Italiens Beispiel beweist dies zur Genüge.

Ebenso habe ich niemals die iberische Einheit als eine rein spanische Frage aufgefaßt. Die fixe Idee der Einheiten, die noch immer in allen Ländern der Welt Fortschritte macht, tritt überall mit größerer oder geringerer Heftigkeit auf. Auch mich hat es lange Zeit traurig gestimmt, wenn ich sah, daß die Karte unserer Insel in zwei Farben ausgezeichnet war. Meine Trauer nahm zu, wenn ich sah, daß der Trennungsstrich von oben nach unten durch die Halbinsel ging, Berge und Flüsse durchschnitt und zwei unvollständige Völker schuf. Wie viel logischer würde eine Trennung von rechts nach links sein, die dem Norden ein Königreich Spanien und dem Süden ein Königreich Andalusien als vandalischen Staat ließe und einen halb afrikanischen sowie einen halb europäischen Teil schüfe? Aber seitdem habe ich so viele künstliche Trennungen gesehen, daß ich meine Ansicht geändert habe. Wenn wir so vereint sein sollten wie England und Irland, Schweden und Norwegen oder Oesterreich und Ungarn, dann wäre es schon besser, getrennt zu bleiben. Dann würde diese Trennung wenigstens brüderliche Gefühle erwecken können, welche unter der Herrschaft einer gewaltsamen Einheit unmöglich sind. Die Vereinigung verschiedener Nationalitäten zu einer einzigen Nation kann keinen nützlicheren und menschlicheren Zweck haben, als den, verschiedene Zivilisationen einander näherzubringen, damit eine geistige Erneuerung aus dieser Berührung entspringe. Dieses Ziel aber könnte wohl auch ohne Unterstützung einer materiellen, politischen Herrschaft erreicht werden.

Die Vereinigung vieler ist leichter als die von zweien. Das Unternehmen, die deutschen Staaten zu einem einzigen Reich zu vereinigen, war ein Kinderspiel im Vergleich zu dem Problem der iberischen Einheit, in der, gerade weil es sich nur um zwei handelt, man nichts verbergen kann und einsehen muß, daß der eine stärker ist als der andere. Und wenn beide äußerlich völlig gleich wären, so würde sich der innerlich Schwächere gedemütigt fühlen. Wenn es aber an Gründen dafür fehlen würde, so würde man nach Vorwänden suchen, um das Mißtrauen zu stärken. Daher stammt auch der Gedanke einiger Politiker, die spanische Nation aufzulösen, das alte Regionalsystem zu neuem Leben zu erwecken und dann die Einheit auf einer Art Konföderation aufzubauen. Diese Politiker ähneln den Jungen, die beim Kartenspiel einen Verlust nicht anerkennen wollen, sondern die Karten neu mischen und sagen: Dieses Mal hat es nicht gegolten. Oder sie ähneln jemandem, der mit einem Netz auf den Vogelfang geht und, obwohl er mit einem Zuge viele Vögel gefangen hat, darauf besteht, daß kein Vogel ihm entgehen soll, und die bereits gefangenen wieder freiläßt, damit sie die anderen anlocken. Er vergißt dabei, daß höchstwahrscheinlich kein einziger Vogel sich wieder dem Netze nähern oder auch nur in Schußweite kommen wird.

Mit der Geschichte kann man nicht spielen. Die Ereignisse wiederholen sich nicht auf Wunsch, und man kann auch nicht auf die Vergangenheit zurückgreifen, um das richtig zu machen, was bei seiner Entstehung verfehlt wurde. Die ernsthafte politische Wissenschaft hat mit solchen Künsteleien nichts zu tun. Sie besteht darin, daß man hartnäckig daran arbeitet, der in ihrer Totalität anerkannten Wirklichkeit zum Fortschritt und nicht zum Rückschritt zu verhelfen, und ihr diejenige Lösung abgewinnt, die am meisten logisch erscheint. Das ist das einzige Mittel, das der Mensch besitzt, um mit Nutzen Einfluß auf den Verlauf der geschichtlichen Ereig-

nisse zu erlangen. Er muß die Wirklichkeit kennen, er muß sich ihr unterwerfen, er darf nicht versuchen, sie auf den Kopf zu stellen oder ihrer zu spotten. Die iberische Einheit ist kein zureichender Grund dafür, daß man Gebiete neu teilt oder die Form der Regierung verändert, denn die Ursache der Trennung liegt nicht in diesen Zufälligkeiten, sondern, wie man sich nicht verhehlen sollte, viel tiefer: in der geschichtlichen Antipathie zwischen Castilien und Portugal, die vielleicht aus ihrer Aehnlichkeit und der engen Verwandtschaft ihrer Charaktere entstanden ist. Die einzige vernünftige Politik kann deshalb nur in der Beseitigung dieser Mißverständnisse bestehen. Wir müssen die intellektuelle und sentimentale iberische Einheit begründen. Um das aber zu erreichen, um zu verhindern, daß Portugal ausländische Unterstützung sucht und dauernd von uns getrennt bleibt, müssen wir das abgenutzte Thema der politischen Einheit ein für allemal begraben und aufrichtig, ohne törichten, machiavellistischen Vorbehalt die Trennung als ein unabänderliches Ereignis hinnehmen.

Betrachten wir nunmehr unsere westliche Politik und werfen wir einen flüchtigen Blick auf unsere zahlreiche amerikanische Familie. Es gilt als bewiesene, undiskutierbare Wahrheit, daß das moderne System der Kolonisation, so wie es von England vertreten wird, höher steht als das alte System, das die Spanier angewandt haben. Um diese Wahrheit noch sinnfälliger zu machen, stellt man — wie ich das oft gelesen und gehört habe — Vergleiche nicht von Kolonien, sondern von früheren Kolonien an, die bereits vom Mutterlande emanzipiert sind. Es ist nämlich nicht leicht festzustellen, wie weit eine Kolonie sich entwickelt hat, während bei den bereits unabhängigen Nationen die Ergebnisse des einen oder des anderen Kolonialsystemes vollständig klar umschrieben zu sein scheinen, indem sie den

Charakter der neuen Nationalität bilden. Dabei können aber die zu vergleichenden Gebiete kaum schärfer gegenübergestellt werden: Auf der einen Seite sind es die ibero-amerikanischen Republiken und auf der anderen die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Bei dem Maßstab, den man jetzt an die politischen Angelegenheiten anlegt, ist es selbstverständlich, daß der Vergleich zu unseren Ungunsten ausfällt. Die Vereinigten Staaten sind eine gewaltige, volkreiche, sehr wohlhabende und offenbar gut regierte Nation. Sie sind bestrebt, eine väterliche Protektion über ganz Amerika auszuüben und in der Politik Europas zu intervenieren. Es hat nicht an europäischen Staatsmännern gefehlt, die die Vollendung ihrer politischen Einrichtungen feierten, und einige haben die Begeisterung sogar so weit getrieben, sie nachzuahmen. Dagegen sind die Republiken spanischen Ursprunges arm und schlecht regiert. Sie leben im Bürgerkrieg. Jedes Jahr findet in ihnen ein „Pronunciamento" statt. Die Tugenden der spanischen Rasse sind — so wenigstens wird behauptet — in Amerika degeneriert und zu Todsünden geworden. Der kriegerische Geist hat einen Militarismus der übelsten Art hervorgebracht, bei dem alle Soldaten Generale sein möchten. Der spanische Stolz aber ist zu einer pedantischen und ungeschlachten Ueberhebung geworden. Und zum abschließenden Beweise unserer Minderwertigkeit sagte mir ein freundlicher Herr, mit dem ich vor kurzem diese Dinge besprach: „Wenn Sie irgendwo in Europa das Wort Amerika aussprechen, so wird jeder sofort verstehen, daß damit die Vereinigten Staaten gemeint sind. Ein Amerikaner ist ein Bürger der Union, gerade als ob die Union ganz Amerika wäre. Um die Bürger der anderen Republiken oder Kolonien zu bezeichnen, genügt es nicht zu sagen: ein Amerikaner. Man muß die Sonderbezeichnung der Nation hinzufügen, der er angehört."

Ich habe dem verschiedene Erwägungen entgegengesetzt, etwa nach Art der nachstehenden: Gewiß, die Bürger der Union haben für sich den Namen der Amerikaner mit Beschlag belegt. Aber gerade diese Einzelheit dient dazu, einen Unterschied hervorzuheben, der mit der Zeit seine Früchte tragen wird und in dem ich die Zusicherung einer künftigen Ueberlegenheit der Schöpfungen unserer Rasse erblicke. Dieser Unterschied besteht darin, daß wir mehr als andere und im hohen Grade die Kraft der Bildung von Charakteren besitzen. Ein Gebiet, das wir betreten, empfängt sehr bald die besondere Eigenheit unseres Geistes und mit ihr die grundlegende Kraft zur Bildung eines Staates: einen territorialen Charakter. Auf den ersten Blick mag es so aussehen, als ob darin eine Ueberlegenheit zu finden wäre, daß ein Bürger der Vereinigten Staaten ebensogut als solcher erkannt wird, wenn er sagt: ich bin Amerikaner, als wenn er sagt: ich bin Nordamerikaner. Aber wenn wir die Dinge etwas genauer betrachten, dann bemerken wir, daß hier ein Sammelname gebraucht wird, der ebenso die Bürger anderer Staaten einschließt, und daß dies nur deshalb so ist, weil der „Amerikaner" keinen besonderen Namen besitzt, wie man ja den Spitznamen „Yankee" nicht dafür halten kann. Wenn er also nach Angabe seines Bürgertums als Amerikaner eine genauere Bezeichnung hinzufügen soll, dann steht ihm kein Name zur Verfügung, der ihn in unseren Augen genau charakterisiert. Er kann natürlich sagen: Bürger der Vereinigten Staaten, was sehr weit und allgemein gehalten ist, und kann hinzufügen aus Illinois oder Ohio oder Tennessee oder Kentucky, was gar nichts hinzufügt. Und wenn er sagt, daß er aus Carolina ist, dann hält man ihn für einen Inselbewohner der Karolinen. Im Gegensatz hierzu haben die Republiken spanischen Ursprunges, so unendlich klein sie auch sein mögen, alle einen besonderen Charakter, der sie in wunderbarer Weise voneinander unterscheidet. Wenn jemand

ſagt, daß er Mejicaner oder Argentiner oder Braſilianer oder Chilene oder Peruaner oder Uruguayaner oder Paraguayaner oder Venezolaner oder Bolivianer oder aus Ecuador oder Columbia oder Guatemala oder Cuba oder Puerto Rico oder Honduras oder Coſtarica oder San Salvador oder Nicaragua oder aus San Domingo iſt, ſo ſagt er etwas, das die Linien ſeiner Figur umreißt, das ihm eine perſönliche Note verleiht, kurz das ihm die Kennzeichen des Geiſtes ſeines heimatlichen Bodens gibt.

Dieſe einfache Beobachtung liefert den Schlüſſel zu der Kritik der amerikaniſchen Nationen. Hiervon gehen alle Unterſchiede ihrer Entwickelung, ihrer Organiſation ſowie ihres gegenwärtigen und zukünftigen Zuſtandes aus. Eine Nation iſt nicht wie ein Menſch. Sie braucht mehrere Jahrhunderte, um ſich zu entwickeln. Die ſpaniſch-amerikaniſchen Nationen haben ihre Kindheit noch nicht beendet, während die Vereinigten Staaten gleich im Mannesalter das Leben begannen. Weshalb? Weil die einen unter dem Einfluß ihres heimatlichen Bodens zunächſt rückwärts ſchritten, um als junge Völker ihre Entwickelung zu beginnen. Deshalb mußten ſie auf die Klippen ſtoßen, die in den Bahnen junger Gemeinſchaften liegen, welche ſich Schritt für Schritt entwickeln und den Weg, den ſie ſchreiten müſſen, nicht genau kennen. Das andere Land dagegen hat ein künſtliches, aus Europa importiertes Leben gelebt, wie man es in jedem beliebigen Lande leben kann, zum Beiſpiel in Auſtralien. Die kleinen Kämpfe, die das politiſche Leben in den einen ſtörten, ſind keine Zeichen von Entartung, ſondern von überſchäumender und ſchlecht geleiteter Lebenskraft. Es ſind die Expanſionen jugendlicher Gemeinſchaften, welche für das kämpfen, wofür die Menſchen zuerſt immer kämpfen, für ihre Unabhängigkeit und ihr perſönliches Preſtige gegen die Autorität der organiſierten Gewalten. In dieſen Kämpfen bilden ſich die ſtarken Mächte und aus ihnen entſpringt der wirk-

liche soziale Fortschritt, die wirkliche Zivilisation, die nicht nur in der Zunahme des öffentlichen und privaten Reichtumes, sondern außerdem und hauptsächlich in der Veredelung des Ideals durch die Kunst besteht. Der Verteidiger der Vereinigten Staaten aber, den ich oben erwähnte und der ein großer Musikfreund ist, war drauf und dran, zuzugeben, daß die „Habanera" schon allein die ganze Produktion der Vereinigten Staaten aufwiegt, ohne dabei die Nähmaschinen und Telephonapparate auszunehmen. Die „Habanera" aber ist eine Schöpfung des bodenständigen Geistes der Insel Cuba, der in unserer Rasse diese tiefen Gefühle unendlicher Melancholie, der Freude, die sich in Sturzbächen der Bitterkeit löst, erzeugt hat, während in der Rasse, zu der die Bürger der Vereinigten Staaten gehören, alle diese künstlerischen Vorgänge und Eindrücke fehlen.

Dieser Charakter, den wir unseren politischen Schöpfungen einzuhauchen verstehen, aus dem die Revolution ihre Waffen entnahm, der ihnen dann die Kraft zum Kampfe gab, dieser Charakter ist ein unschätzbares Kleinod im Leben der Nationalitäten. Aber es ist auch ein ernstes Hindernis für die Ausübung unseres Einflusses. Der Spanier, der in anderen Ländern landet, wird zum furchtbaren Feinde Spaniens, solange man ihn im Gehorsam halten will. Erwirbt er erst einmal seine Freiheit, so wird er ein mißtrauischer Freund. Er bleibt seinem ganzen Wesen nach Spanier. Aber da seine Neigung in einem anderen Lande wurzelt, so wirken seine guten Eigenschaften in einer Richtung, die der unseren entgegengesetzt ist. Er wendet nichts gegen den geistigen und intellektuellen Einfluß ein, da die von diesem geschaffenen Bande der Unterordnung zu fein sind. Aber er weist jeden Einfluß zurück, der in materieller Form auftritt. Deshalb bin ich auch ein Gegner der Ansichten, die in allen ibero-amerikanischen Verbänden herrschten und herrschen. Es ist eine Eigentümlichkeit unserer Rasse, daß es kein

schlechteres Mittel zur Herbeiführung einer Einheit gibt, als wenn man sie geräuschvoll und mit großem Apparat vorschlägt und ankündigt. Dieses System führt ausschließlich zur Gründung unnützer, wenn nicht das Gegenteil von ihren Absichten bewirkender Organe.

Ich habe beobachtet, daß bei allen Besprechungen über die ibero-amerikanische Einheit man stets zuerst von dem Abschlusse eines Vertrages über das geistige Eigentum spricht. Das ist aber das genaue Gegenteil von dem, was der geplanten Einheit nützt. Ich glaube nicht, daß irgend jemand ernsthaft daran gedacht hat, eine „politische Konföderation aller spanisch-amerikanischen Staaten" zu organisieren. Dieses Ideal ist so uferlos und so schwer realisierbar, daß es gegenwärtig beinahe außerhalb der Grenzen dessen liegt, was man sich einbilden kann. Damit bleibt aber kein anderer Bund übrig als eine „intellektuelle oder geistige Konföderation". Die aber verlangt erstens, daß wir Gedanken haben, die sich dazu eignen, eine wirkliche Einheit zu schaffen, und zweitens, daß wir diese Gedanken umsonst hingeben, um ihre Verbreitung zu erleichtern. Wenn man mit Hilfe dieser Verbände einen Markt für die künstlerische Produktion suchen will, dann sollte man sich nicht hinter patriotischen Redensarten verstecken. Man nenne die Dinge klar bei ihrem Namen und man versuche nicht, einer einfachen Geschäftsoperation einen so eminent patriotischen Charakter zu verleihen.

Ich habe das geistige Eigentum niemals für berechtigt angesehen. Habe ich doch sogar Zweifel darüber, wem die Gedanken gehören. Die Frucht entsteht aus der Blüte. Aber sie gehört nicht zu der Blüte, sondern zum Baum. Der Mensch aber ist wie eine Blüte seiner Spezies und seine Gedanken sind nicht die seinen, sondern die der Spezies, die sie nährt und erhält. Die Menschen neigen sehr dazu, sich eine übertriebene Wichtigkeit beizulegen und sich jeder persönlich für einen Mittelpunkt des Lebens und idealer Schöpfung zu hal-

ten. Richtiger wäre es nach meiner Ansicht, wenn man etwas rückwärts blickte und den Schwerpunkt in der Basis, im Mittelpunkt der ideologischen Entwicklung suchte, in der wir geboren werden und deren bescheidene Diener wir sind. Aber selbst wenn man ein theoretisches Eigentumsrecht an den Gedanken zugibt, so ist von da noch ein weiter Weg bis zum praktischen Eigentumsrecht an der geistigen Arbeit. Man muß erst sehen, ob es nicht im Widerspruch steht zum innersten Wesen der Ideen und zu der Rolle, die sie in der Welt zu erfüllen haben. Das Eigentumsrecht an materiellen Dingen ist jedenfalls notwendiger und trotzdem gibt es eine Enteignung. Niemand hat auch an Schadenersatz gedacht, wenn es nützlich und angemessen erschien, Staatsschulden für kraftlos zu erklären, und es mangelt heute nicht an solchen, die eine solche Kraftloserklärung im allgemeinen wünschen. Der Sozialismus ist kein Phantasma, sondern eine Macht, die positiv oder negativ sein kann. Jedenfalls aber ist er eine Macht, die die Entwicklung unserer gesetzlichen und politischen Einrichtungen wird beeinflussen müssen. Das Privateigentum ist demnach höheren Interessen untergeordnet und wird stets ohne irgendwelches Bedenken geopfert, wenn diese es verlangen. Auch das Leben ist wertvoll und man opfert es dennoch für ein Ideal, wenn das Ideal es verlangt.

Das geistige Eigentum beruht auf einem tiefen Irrtum. Soweit die Arbeit des Menschen von dem Gedanken des Erwerbs geleitet wird, muß sie vernünftigerweise ihren Anreiz durch das persönliche Interesse erhalten. Aber es ist unpassend, denselben Grundsatz auf die Werke der Wissenschaft oder der Kunst anzuwenden, die durch kein anderes Motiv als durch die Liebe zur Wahrheit und zur Schönheit angeregt werden dürfen. Erfinderpatente einem Gelehrten oder einem Künstler verleihen, heißt sie zu Industriellen der Wissenschaft oder der Kunst machen und sie dazu anleiten, daß sie ihre Werke in Handelsartikel umwandeln. So ist es denn

auch gekommen, daß man heutzutage nicht arbeitet, um ideale Höhen zu erreichen und Meisterwerke zu schaffen. Die modernen geistigen Arbeiter haben sich dazu bereit gefunden, ein Modell zu erfinden, das dem öffentlichen Geschmack entspricht, und dann es in „Serien" analoger und produktiver Werke zu vervielfältigen. Genau so wie die Industriellen, die nach der Einführung eines Artikels sich der Ausbeutung dieser Erzader widmen und im großen für den Verkauf produzieren, um „der Nachfrage zu genügen". Früher hatten wir den Schmerz, daß die Genies vor unseren Augen Hungers starben und heute haben wir die Freude, viele dick und mit gesunder Gesichtsfarbe zu sehen, die gar nichts vom Genie haben.

Außer diesem allgemeinen Grunde gibt es noch einen zweiten, der uns wieder unserem Thema, den Spaniern, näherbringt: die geringe Expansionskraft unserer geistigen Produktion. Diese Tatsache ist kein Beweis gegen die innere Güte unserer Werke, sondern vermehrt und erhöht sie eher. Aber sie macht die nützliche Aktion unserer Ideen schwierig und behindert ihren Einfluß auf unsere eigene Nation und namentlich auf die Länder, die unsere Sprache sprechen, in denen wir kämpfen müssen, damit unsere Tradition nicht erlösche und damit die Einheit sowie Reinheit der Sprache gewahrt bleiben. Fast alle amerikanischen Völker haben bei der Trennung von Spanien das Scharlachfieber der französischen Ideen, wie man es nennen könnte, bekommen oder, um einen angemesseneren Ausdruck zu gebrauchen, der internationalen Ideen. Wenn Spanien seinen Platz wiedererobern will, so muß es Anstrengungen machen, erst sein eigenes moralisches Prestige wiederherzustellen, um es sodann nach Amerika zu verpflanzen und es dort ohne utilitaristische Nebengedanken zu verbreiten. Als wir es für nötig hielten, Eisenbahnen zu bauen, da fanden wir es richtig, für das Baumaterial Zollfreiheit zu gewähren, ohne Rücksicht auf die daraus für die Eisenin-

duſtrie Spaniens verurſachten Nachteile zu nehmen. Es ſcheint mir, daß die Aufrechterhaltung unſerer idealen Suprematie über die Völker, die von uns in die Welt geſetzt ſind, etwas Erhabeneres und Größeres iſt als der Bau eines Eiſenbahnnetzes.

Dieſer Einwand, den ich gegen die Verträge über das geiſtige Eigentum gerichtet habe, kann erweitert und in nachſtehender Form verallgemeinert werden: „Die Beziehungen zwiſchen Spanien und den ſpaniſch-amerikaniſchen Völkern ſollten nicht von internationalen Rechtsgrundſätzen beherrſcht werden. Vielmehr ſollte ganz im Gegenteil ſyſtematiſch jede politiſche Wendung vermieden werden, die dieſe Beziehungen mit denen auf gleichen Fuß zu ſtellen geeignet wäre, welche Spanien mit Ländern fremden Urſprunges unterhält." Das internationale Recht iſt wie alle Zweige des Rechtes ein Netz enger Formeln, in dem nicht die ganze Wirklichkeit Platz findet. Es gibt ein öffentliches Recht und ein Privatrecht, aber es gibt kein interfamiliares öffentliches Recht, das auf die Beziehungen zwiſchen Staaten desſelben Stammes angewendet werden kann. Eine materielle Feſtſtellung der Nationalitäten genügt hierbei nicht. Man muß den Charakter einer jeden Nationalität in Rechnung ſtellen und nach dem Grade der Intimität, die die Länder untereinander verbindet, verſchiedene regulative Prinzipien aufſtellen. Statt von Brüderlichkeit zu ſprechen und uns wie die Fremden zu behandeln, ſollten wir ſchweigen und uns wie Brüder behandeln.

Der Gedanke einer allgemeinen Brüderlichkeit iſt utopiſch. Dagegen iſt der Gedanke der Brüderlichkeit zwiſchen wirklichen Brüdern das Realſte, das denkbar iſt. Zwiſchen beiden aber gibt es gradweiſe Abſtufungen, die vom Utopiſchen in das Reale führen: die brüderlichen Beziehungen, die aus der Geſchichte, der Gemeinſamkeit der Intereſſen oder der Kultur entſpringen. Ich hatte Gelegenheit, mit Ausländern aus

verschiedenen Nationen und mit Spanisch-Amerikanern zu verkehren und habe die Spanisch-Amerikaner niemals als Fremde ansehen können. Dabei habe ich keineswegs ein Vorurteil zu ihren Gunsten. Auch liebe ich es nicht, brüderliche Gefühle etwa in der Art eines Propagandaredners zur Schau zu tragen, um die Zuhörerschaft zu rühren. Aber ich habe stets bemerkt, daß ich mit einem Spanisch-Amerikaner nur vier Worte zu wechseln brauche, um mit ihm in geistige Berührung zu kommen. Bei einem Fremden dagegen sind sehr langer Verkehr und viele Erwägungen nötig, ehe ich mich mit ihm in ganz natürlicher Weise verstehen kann. In dem einen Falle befinde ich mich auf sicherem Grund und Boden, weil ich weiß, daß eine ideale Gemeinschaft besteht, die an die Stelle des noch fehlenden persönlichen Vertrauens tritt. In dem anderen Falle muß ich mich zunächst auf die banalen Regeln der Höflichkeit stützen, bis nach und nach die Schwierigkeiten verringert werden, die stets bestehen, wenn man sich mit einer fremden Person verständigen will, ohne die nötige Schmiegsamkeit zu besitzen, die die eigenen Ideen und Gefühle auf dem Altar der sozialen Konvention opfert.

Ich möchte hier ein alltägliches Vorkommnis anführen, in dem ich auf Grund meiner „amtlichen Stellung" in Antwerpen eine Rolle spielen mußte und aus dem hervorgeht, wie solche amtliche Aufgaben keineswegs vom Gefühlsleben zu trennen sind. Dabei wird sich auch zeigen, daß die von mir vertretenen Ideen, die vielleicht den Eindruck eines leeren Geschwätzes machen, tatsächlich eine sehr berechtigte und praktische Bedeutung besitzen, wenn man sie als Richtlinien seines Handelns ansieht. Ohne daß man sie in irgendeinem Gesetzbuch oder einem Lehrbuch niederzulegen brauchte, bilden sie vielmehr einen immerwährenden und sich stets gleichen Maßstab der Dinge im Leben der großen spanischen Familie. Damals teilte man mir mit, daß im Stuyvenberg-Hospital ein Spanier läge, dessen Zustand sehr ernst sei und der mit

einem Vertreter seines Landes zu sprechen wünschte. Ich begab mich dorthin. Ein Angestellter des Krankenhauses führte mich zu dem Sterbenden und sagte mir, daß der Betreffende soeben aus dem Kongostaate angekommen sei. Es bestehe keine Hoffnung, ihn zu retten, da er sich im letzten Stadium eines starken Anfalles von gelbem oder afrikanischem Fieber befand. Ich sehe noch jetzt den Unglücklichen vor mir, der weniger einem menschlichen Wesen als einem mit Ockerfarben bemalten Skelett ähnlich sah. Er richtete sich mühsam in seinem Bette auf, in dem er den letzten Kampf gegen den Tod kämpfte. Ich erinnere mich noch, daß seine ersten Worte eine Entschuldigung dafür waren, daß er mich belästigt habe, ohne hierzu ein Recht zu haben. — Ich bin kein Spanier, sagte er. Aber hier versteht mich niemand. Und da sie mich spanisch sprechen hörten, haben sie angenommen, daß Sie der sind, mit dem ich zu sprechen wünschte. — Aber wenn Sie kein Spanier sind, so machen Sie doch den Eindruck eines Spaniers und brauchen sich also keine Sorge hierüber zu machen. — Ich bin aus Mittelamerika, aus Managua, und meine Familie war portugiesisch. Ich heiße Agatón Tinoco. — Dann sind Sie, unterbrach ich ihn, dreifach Spanier. Ich darf mich wohl zu Ihnen setzen und wir werden als gute Freunde zusammen eine Zigarre rauchen. Unterdessen können Sie mir sagen, was Ihnen fehlt. — Mir? Nichts. Mir fehlt nichts für die kurze Zeit, die ich noch leben werde. Ich hätte nur gern mit jemandem gesprochen, der mich versteht, weil ich schon seit langem niemanden gehabt habe, mit dem ich hätte reden können. Ich bin sehr unglücklich, mehr als irgendein Mensch in der Welt. Wenn ich Ihnen mein Schicksal erzählte, würden Sie sehen, daß ich Sie nicht betrüge. — Ich brauche Sie nur anzusehen, mein lieber Tinoco, um zu wissen, daß Sie die reine Wahrheit sagen. Aber erzählen Sie mir voller Vertrauen Ihr ganzes Unglück, gerade als ob Sie mich Ihr ganzes Leben lang gekannt hätten. — Und nun be-

richtete der arme Tinoco mir ausführlich von seinem Schicksal und seinem Mißgeschick. Sein eheliches Unglück hatte ihn aus seinem Hause vertrieben, da er „zwar arm war, aber Ehre besaß". Dann arbeitete er am Panamakanal, bis die Arbeit dort eingestellt wurde. Schließlich ging er als Kolonist nach dem freien Kongostaat, wo sein an Wechselfällen reiches Leben das vulgäre und tragische Ende genommen hatte, das ihm jetzt bevorstand und in der folgenden Nacht eintrat. — Lieber Tinoco, sagte ich, nachdem ich seiner Erzählung gelauscht hatte, Sie sind der größte Mann, den ich bis zum heutigen Tage kennengelernt habe. Sie besitzen ein Verdienst, das nur wirklich bedeutenden Menschen erreichbar ist: Sie haben im stillen gearbeitet und verlassen jetzt das Leben mit der Genugtuung, daß Sie den Lohn nicht erhalten haben, den Sie mit Ihrer Arbeit verdient haben. Wenn Sie jetzt Ihr Inneres prüfen und das Werk Ihres Lebens mit der erhaltenen Belohnung vergleichen, so bemerken Sie, daß Ihre einzige Belohnung eine kärgliche Nahrung und schließlich ein Bett in einem Krankenhaus gewesen ist, in dem Sie jetzt nur noch mit Mühe sprechen können. Dabei haben Sie ein erhabenes Leben gelebt, indem Sie nicht nur gearbeitet haben, um zu leben, sondern Ihre Arbeit wie ein Soldat in Reih und Glied ungeheuren Unternehmungen gewidmet haben, von denen andere den Vorteil und den Ruhm einheimsen konnten. Was Sie getan haben, zeigt, daß Sie eine starke Seele haben und daß Sie in Ihren Adern das Blut einer Rasse von Kämpfern und Triumphatoren tragen, die zwar heutzutage durch eigene Schuld schwach und gedemütigt ist. Und nicht die geringste Schuld hierbei ist die, daß der brüderliche Geist verlorengegangen ist, daß die Uneinigkeit uns zum Spielball äußerer Kräfte hat werden lassen, und daß deshalb viele wie Sie die Welt durchirren und als unbekannte Tagelöhner arbeiten müssen, während sie Herren sein und Muße haben könnten. Denken Sie an alles dieses und

Sie werden den Stolz in sich aufwallen fühlen, einen inneren und heiligen Stolz, der mit seinem wunderbaren Lichte Ihre letzten Stunden erhellen wird. Denn in diesem Lichte werden Sie sehen, wie unwürdig eine Welt ist, in der Menschen wie Sie so ehrlich, so gut, so unglücklich, den Boden mit dem Schweiße ihres Angesichtes düngen und das Leben mit der Kraft ihrer Arme aufrechterhalten müssen.

Als ich das Krankenhaus verließ, dachte ich: Wenn irgendein Vertreter des „gesunden Menschenverstandes" Zeuge dieser Szene gewesen wäre, so würde er mich sicher für einen Menschen halten, der sein Gleichgewicht verloren hat und sich in Selbsttäuschungen ergeht. Er würde mir Vorwürfe gemacht haben, daß ich einem armen Sterbenden solche Gedanken, die er wahrscheinlich gar nicht mehr verstehen konnte, auseinandergesetzt hatte. Ich glaube jedoch, daß Agatón Tinoco mich verstanden hat und daß er ein Glück empfand, das ihm vielleicht während seines ganzen Lebens versagt geblieben war: daß man ihn nämlich als Menschen behandelte und mit voller und absoluter Gerechtigkeit beurteilte. Die einfachsten Menschen verstehen die erhabensten Ideen. Die aber, welche mit der Wahrheit knausern und sie nur dann veröffentlichen, wenn sie sicher sind, verstanden zu werden, sind in einem sehr großen Irrtum befangen. Denn die Wahrheit, auch wenn sie nicht verstanden wird, hat geheimnisvolle Wirkungen und führt auf verborgenen Pfaden zu den reinsten und edelsten Dingen, die den gemeinen Seelen unverständlich und fremd bleiben. Vor langer Zeit erklärte ich meiner Dienerin, einer braven Person, die noch unwissender als brav war, den Ursprung der Welt und die Mechanik des Himmels. Ich folgte dabei weder dem System des Kopernikus, noch dem des Tycho Brahe, noch dem des Ptolemäus, sondern einem anderen, das ich zu meiner Unterhaltung erfunden habe und das für meine Dienerin, die von solchen Dingen nichts weiß, ebenso wissenschaftlich ist, als wenn es von

allen großen Astronomen des Erdkreises angenommen wäre. Am Tage darauf sah ich meine Dienerin mit einem Rosenstrauß eintreten, den sie, ich weiß nicht woher hatte, da es in jenen Breitengraden wenig Rosen gibt; ohne ein Wort der Erklärung überreichte sie mir dieses Zeichen der Ergebenheit. Und als ich den Strauß in der Hand hatte, kam mir die Erklärung in den Sinn. Ich sagte mir: die Ideen von gestern haben Rosen getragen.

Wenden wir unseren Blick wieder nach Osten, um zu sehen, ob das Licht, das uns seit langer Zeit fehlt, vielleicht ebenso wie die Sonne uns von dort kommt. Spanien ohne Portugal ist in der Hauptsache ein Mittelmeergebiet. Warum sollten wir also nicht den Mittelpunkt unserer politischen Aktion in dem Mittelmeer finden? Und in der Tat glaube ich, daß die einzige Politik, die durch unsere geographische Lage und unsere Geschichte gerechtfertigt wäre, nach dem Mittelmeer wiese, falls wir eben eine außenpolitische Entwicklung nötig hätten. Von allen Hegemonien, die Spanien in der Welt ausüben könnte, sollte keine uns so schmeichelhaft sein wie die auf dem Meere, das der Träger der menschlichen Zivilisation gewesen ist. Und keinen Wappenspruch könnten wir mit größerer Genugtuung auf unseren Schild schreiben als das Wort: „mare nostrum, nostrum".

Aber eine Mittelmeerpolitik müßte sich auf eine starke Seemacht stützen. Ob wir jedoch eine solche Macht jetzt haben können, ist fraglich. Ich will hier kein Klagelied anstimmen und unsere Armut nicht öffentlich zur Schau stellen. Ich nehme mit Freuden an, daß wir ein reiches Goldlager in der Erde, nahe bei Madrid, entdeckt haben und daß wir dieses Schicksalsgold nur in Münzen auszuprägen brauchen, um hiermit die größte und ungeheuerste Sammlung von Kreuzern zu erwerben, die jemals die See befahren hat und befahren kann. Für die, welche sich nur um die Ober-

fläche der Dinge sorgen, welche glauben, daß eine Seemacht aus dem Besitz vieler Schiffe besteht, wäre die Frage hiermit gelöst. Man brauchte nur alle diese Kähne mit der Nationalflagge zu schmücken und sie auf die Suche nach heroischen Abenteuern zu entsenden, um unsere ruhmreiche Ueberlieferung zur See zu erneuern. Für mein Gefühl würden diese furchtbaren Geschwader eine Gefahr und vielleicht ein Unglück bedeuten. Eine Macht, die nicht von selbst aus der natürlichen und wirklichen Kraft einer Nation herauswächst, ist wie ein Knüppel in den Händen eines Blinden. Schiffe werden nicht nur durch Menschen bemannt, sondern auch von nationalen Gedanken. Und eine Nation, der es an der expansiven Kraft eines fest gefügten Ideales fehlt, kann nichts Vernünftigeres mit den seemännischen Instruktionen beginnen, denen es voll Vertrauen und Beharrlichkeit folgen muß. Unsere ganze Geschichte beweist, daß wir unsere Triumphe mehr unserer geistigen Energie als unserer Macht verdanken, da unsere Kräfte kleiner als unsere wirklichen Arbeitsleistungen waren. Spielen wir deshalb nicht heute verkehrte Welt und vertrauen wir unsere Zukunft nicht einer rein materiellen Macht an. Ehe wir über die Grenzen Spaniens hinausgehen, müssen wir innerhalb unseres Gebietes Ideen schmieden, welche unsere Aktion leiten. Denn blindlings in die Welt hinauszuschweifen, würde nur zu Zufallstriumphen und vorübergehenden Siegen führen, die am Ende sicherlich einen Zusammenbruch heraufbeschwören würden.

Unsere Lage gestattet uns nicht, unsere politischen Anschauungen gewaltsam durchzusetzen. Und unsere Geschichte widerstrebt dem, daß wir als Statisten mitspielen. Damit aber ergibt sich von selbst, daß wir sowohl im Mittelmeer wie in Europa die Linie der freiwilligen Zurückgezogenheit verfolgen müssen. Es ist jedoch gut zu sagen, daß in dieser Hinsicht die Dinge nicht so klar zutage liegen wie in der Kontinen-

talfrage. Es gibt eine große Anzahl politischer Fragen, an denen Spanien ein starkes Interesse hat und in bezug auf die eine solche Zurückgezogenheit weniger selbstverständlich und natürlich als vielmehr das Ergebnis des Nachdenkens sein muß. Nicht eine Handbreit Landes gibt es im Küstengebiet des Mittelmeeres, wo nicht irgendein Konflikt schlummerte. Und wenn man diese Konflikte einen nach dem anderen prüft, so bemerkt man, daß sie sich alle um zwei Hauptkonflikte von dauernder Art drehen: die römische Frage und die türkische Frage. An der ersten ist Spanien als katholische Nation interessiert, an der zweiten als christliche Nation, und an beiden als Mittelmeernation.

Der erste Punkt, den man klarstellen muß, ist der der Möglichkeit einer Intervention Spaniens auf Grund seiner religiösen Ideen. Denn die politischen Ideen verlassen oft ihre natürlichen Bahnen so sehr, daß es Leute gibt, welche die Politik mit der Religion vermengen und die Interessen der Nation mit den Bestrebungen einzelner verwechseln. Bei der kurz gefaßten Uebersicht über die Politik Philipps II. wies ich darauf hin, daß hier ein kapitaler Irrtum zugrunde liegt: nämlich der, daß sie die Aktion unseres Landes auf Wege geführt hat, die unseren Interessen fremd waren. Zugleich aber enthielt diese Politik einen wunderbaren Gedanken: nämlich den, daß sie diese Aktion auf ein echt spanisches Gefühl stützte. Das aber ist ein Gesichtspunkt, der allen politischen Unternehmungen gemeinsam ist: was man auch tue, man muß es in aufrichtiger und ehrlicher Weise tun, auf spanische Weise. Dagegen darf man nichts tun, was nicht mit unseren Interessen übereinstimmt. Weder die Religion, noch die Kunst, noch irgendeine andere Idee, und sei sie auch noch so erhaben, kann bei einer Aktion das fehlende nationale Interesse ersetzen, da in diesem Interesse alle Ideen und außerdem das gesamte Leben des Landes, seine Erhaltung, seine Unabhängigkeit und seine Vergrößerung enthalten sind.

Die Politik Philipps II. brachte uns den Ruin, nicht wegen seiner Beharrlichkeit in der Vertretung der katholischen Ideen, sondern weil sie diesen Ideen zuliebe eine politische Absurdität und eine den spanischen Interessen widersprechende Aufgabe verfolgte. Die Belohnung für unser Opfer war der Niedergang, war die Teilung der Halbinsel, war die Demütigung von Gibraltar und schließlich die Bedrohung, der sogar unsere Unabhängigkeit ausgesetzt wurde. Alle diese Unglücksfälle waren miteinander verkettet und waren aus der Verblendung entsprungen, mit der wir uns auf Ideen stützen wollten, denen die natürliche Grundlage in Form wirklicher Interessen fehlte.

Heutzutage liegt in der afrikanischen Kolonisation ein greifbares Beispiel dessen vor, was ich meine. Gibt es etwas Schöneres, als Wilde zivilisiert zu machen, als unserer Religion, unserer Sprache und unseren Gesetzen neue Völker zu erobern? Und gibt es etwas Törichteres als eine Kolonialunternehmung Spaniens in Afrika? Wir haben uns noch nicht ganz von der amerikanischen Kolonisationszeit erholt. Wir haben noch zwei große Kolonien, die uns zwar nicht die fehlenden Kräfte ersetzen, die uns aber dafür ohne jede Einschränkung zur Ader lassen und zwei Ursachen der Zersetzung des wenigen sind, das wir erreicht haben. Wie sollen wir also neue kolonisatorische Anstrengungen auf uns nehmen? Täten wir es, so würden wir später den Lohn dafür erhalten: einen wirtschaftlichen Zusammenbruch, einen Bürgerkrieg, einen neuen Versuch einer Republik, einen neuen Angriff auf unsere Unabhängigkeit. Wir haben zwischen allen diesen Dingen und noch schlimmeren die Auswahl. Spanien muß also die Vorgänge im Mittelmeer nach dem Maßstab des Unbeteiligten beurteilen. Wenn es vielleicht intervenieren müßte, so muß es das tun, ohne seine Ideen zu verleugnen, und zwar mit seinem Charakter als katholische Nation. Die aber, welche diese beiden Auffassun-

gen für einander widersprechend halten, sollten ein wenig nachdenken und sie würden dann überzeugt sein, daß der Widerspruch darin liegt, daß eine Nation sich für die Verteidigung selbstloser Ideen ruiniert und außer ihrem eigenen Leben auch die Zukunft dieser selben Ideen aufs Spiel setzt. Wenn man alle schwebenden Mittelmeerfragen vom Standpunkte unserer territorialen und maritimen Interessen betrachtet, dann kommt man ohne große Anstrengung zu der Einsicht, daß die günstigsten Lösungen die sind, welche am meisten dilatorisch wirken. Wer keine genügende Kraft hat, um Entschlüsse zu fassen, muß dahin arbeiten, daß nichts entschieden werde. Und wenn die Lösung deshalb noch schwebt, weil entgegengesetzte Interessen einander im Gleichgewicht halten, dann ist Zurückhaltung das klügste und zugleich das bequemste. Wenn ein Land wirklich und positiv an einer Frage interessiert ist, wie Spanien an Marokko, dann ist Zurückhaltung verderblich, weil sie es allen offenbar macht, daß dieses Land entweder seine vitalen Interessen verkennt oder so entkräftet ist, daß es deren Schutz fremden Händen anvertrauen muß. Wenn aber eine Intervention nicht in jeder Hinsicht notwendig und berechtigt ist, dann ist die Zurückhaltung ein Zeichen der Vorsicht und des politischen Taktes. Die Seite, nach der die Völker ebenso wie die einzelnen am meisten sündigen, ist die Geschäftigkeit, die Manie, sich in Dinge zu mischen, die sie nichts angehen. Ein Mensch, der wenig, aber zur rechten Zeit redet, ist der Achtung wert, erwirbt Autorität und wird, ohne sich anzubieten, in schwierigen Fragen um Rat gebeten. Ein unruhiger und zudringlicher Mensch dagegen belästigt und stört.

Die Lösung der römischen Frage liegt in ihr selbst. Es ist eine logische Lösung, die von dem Willen der Menschen unabhängig und damit unabwendbar ist: nämlich Aufhebung der in Rom errichteten politischen Macht. Es könnte vielleicht im Interesse der Zukunft des Katholizismus und der

katholischen Nationen liegen, den Pontifikat für immer einer zeitlichen Macht zu entkleiden, die zeit ihres Bestehens eine fortwährende Ursache der Rivalität zwischen den katholischen Staaten war, indem diese in einem uneinigen Italien herrschen wollten. Denn auch heute noch, wo sie nicht mehr besteht, ist diese zeitliche Macht ein Grund zur Uneinigkeit und Unruhe. Aber selbst wenn das sichtbare Oberhaupt der Kirche die vollendete Tatsache anerkennen und damit einverstanden sein wollte, daß seine Unabhängigkeit durch internationale Garantien gesichert würde, so wäre damit der Konflikt doch nicht gelöst, da er nicht auf den Personen, sondern auf den Ideen, und noch mehr als auf den Ideen auf der Realität beruht. Eine theokratische Stadt wie Rom, Jerusalem oder Mekka, um nicht nur vom Katholizismus zu sprechen, kann nicht Sitz einer dauerhaften politischen Macht sein, weil die Regierung eines Staates ein Geschäft ist, das niedriger steht als die Regierung des geistigen Lebens, und weil deshalb die Zivilgewalt in idealer wie in realer Hinsicht der religiösen Gewalt unterworfen ist. Es gibt nur zwei Lösungen: entweder man muß beide Gewalten in eine verschmelzen oder die politische Gewalt zum Vasallentum verurteilen. Die politische Gewalt hat die Macht in den Händen. Aber die Macht ist die Blüte eines einzigen Tages. Was auf die Dauer triumphiert, ist stets die Idee. Und welcher Vergleich wäre zwischen einer vorübergehenden politischen Ordnung und einer ewigen geistigen Ordnung möglich?

Das Haus Savoyen gehört zu den ehrenwertesten infolge seines Prestiges und der Aufrichtigkeit, mit der es das moderne konstitutionelle und demokratische System anerkannt und angewandt hat. Nächst dem Hause Sachsen-Coburg-Gotha, das in dieser Hinsicht allen voransteht, gibt es meines Wissens in ganz Europa keines, das mit größerer Vollendung als das Haus Savoyen die äußerst schwierige Rolle

spielt, zu regieren, ohne zu herrschen. Aber die Dynastie Savoyen ist vielen Möglichkeiten ausgesetzt, dem natürlichen Auf- und Abstieg aller menschlichen Dinge, der Dekadenz ebenso wie dem Erlöschen. Dagegen bedeutet der Heilige Stuhl eine geistige, unpersönliche und unzerstörbare Dynastie, die ihre Angelegenheiten in Abschnitten von Jahrhunderten regelt und neben der nicht nur dynastische Gewalten, sondern ganze Epochen des Gesellschaftslebens geboren und gestorben sind. Zwischen zwei Mächten von so verschiedener geistiger Lebenskraft ist ein Kampf unmöglich. Die geistige Macht muß, auch wenn sie nicht will, die politische Macht zerstören. Schuld daran aber ist nicht die geistige, sondern die politische Macht, die einen Einsatz gewagt hat, der ihre Kräfte unermeßlich übersteigt.

Die Idee der politischen Einheit besitzt keinen absoluten Wert und ist anderen Ideen untergeordnet, welche ihre feste Geltung im Leben haben. In Spanien gibt es keinen Papst, und dennoch haben wir die iberische Einheit nicht begründet. In Italien könnte man also auch eine Lösung annehmen, die die Wirklichkeit mehr achtet. Statt einer symmetrischen Nation mit Rom als Hauptstadt und mit der beständigen Drohung eines unlösbaren Konfliktes, könnte man etwas gründen, das weniger regelmäßig und vollendet, aber fester und dauerhafter wäre. Die Konsolidierung der italienischen Einheit in ihrer jetzigen Form macht die Vernichtung des Pontifikats notwendig. Da dieses Ziel aber für keine Dynastie erreichbar ist, so müssen in ein und derselben Stadt zwei einander feindliche Gewalten leben, von denen die eine siegen muß, und zwar die stärkere, das heißt, die geistige, ohne daß sie hierzu äußerer Hilfe bedürfte, ausschließlich durch die Tatsache, daß beide nebeneinander bestehen.

Auch die Orientfrage ist aus politischen und religiösen Elementen gemischt. Aber sie ist ein Problem vollständig anderer Ordnung. Hier besteht das Problem in der Zerstö-

rung einer Herrschaft, die mit dem übrigen Europa nicht in Einklang zu bringen ist, in der Vertreibung eines Volkes, das sich jeder Kreuzung des Blutes und der Ideen widersetzt. Die Kräfte aber, die hier wirksam sind, sind politische Interessen und die Sympathien für die Christen, die der türkischen Herrschaft unterworfen sind, wobei diese Gefühle jedoch vielleicht mehr äußerlich und wenig aufrichtig sein mögen. Zwar fehlt es nicht an Geistern, die von ehrlicher geistiger Ergriffenheit beseelt sind und wie der belgische Professor Kurth nichts weniger verlangen als die Auferstehung der Kreuzzüge. Die mohammedanische Macht ist stets furchtbar, so verfallen sie auch sein mag. Sie ist wie das Meer, sie strömt zurück und kehrt wieder. Aber das ist kein Grund, um sie zu zerstören. Nichts darf in der Welt zerstört werden, weil alles zu irgendeinem Zwecke und aus irgendeinem Grunde besteht. Man muß weitherzig sein und verstehen, daß das Leben viele Formen hat und daß jede von ihnen etwas Gutes in sich birgt. Das Christentum kann sich seinem Wesen nach nicht brutaler Mittel bedienen. Es kann sich nur verteidigen, aber das nur soweit, bis es seine Unabhängigkeit und die Freiheit friedlicher Propaganda sich gesichert hat.

Deshalb darf man den Schutz der Christen unter der türkischen Herrschaft nicht mit der rein politischen Aktion Europas in der Türkei verwechseln. Die, welche gegen die türkische Herrschaft deklamieren und sagen, daß sie ein Schimpf und eine Schande für Europa ist, gehen von einer kleinlichen geographischen Auffassung aus. Denn wenn diese Herrschaft nun einmal bestehen muß, welches Problem ist dann gelöst worden, wenn man sie nach Kleinasien gedrängt hat, wo sie dieselben Gewalttätigkeiten begehen würde wie jetzt? Entweder sollte man die Türken aus allen Gebieten vertreiben, die von Christen bewohnt werden, oder man muß ihre Herrschaft dulden und nur verhindern, daß

sie ihrem Fanatismus freien Lauf läßt. Eine völlige Vertreibung ist ein Werk der Unmöglichkeit und um das zweite zu erreichen, ist die Beibehaltung der Türkei in Europa das beste Mittel. Denn dort können die europäischen Nationen ihre Aktion kombiniert und in Sicherheit ausführen. Ja noch mehr: Die Türkei in Europa zählt kaum noch als Macht, da sie bei jedem Schritte unter Aufsicht des Kontinentes steht. Aber die Türkei in Asien würde binnen kurzem ihr Haupt erheben und eine Macht werden, die man zu fürchten hätte. In Europa liegt die Türkei vom Mittelpunkte ihres eigentlichen Gebietes weit entfernt, und, vom Kernpunkt ihrer Kraft getrennt, kann sie sich unter den zahlreichen Gefahren, die sie umgeben, nur mit Mühe aufrechterhalten. In Asien würde sie von allen Versprechungen und Verpflichtungen frei sein, sie würde vielleicht von neuen Leuten geleitet werden und eine Schule fanatischer Streiter sein, die den Kampf wieder aufnehmen würden. Man erinnere sich daran, wie der Islam nach seiner Erschütterung durch die Kreuzzüge seinen Angriff gegen Europa im Orient mit dem Auftreten des türkischen Volkes erneuerte. Der Islam wird gefährlich, wenn man ihn große zusammenhängende Gebiete beherrschen läßt, die sich als religiöse Konföderation konstituieren. Denn der Islam wird nicht von Mensch zu Mensch verbreitet, sondern in der Form gewaltsamer, schneller Einbrüche in verschiedenen Richtungen, die sich nicht immer innerhalb seiner natürlichen geographischen Grenzen halten, sondern manchmal über sie hinausschreiten und andere Völker überfallen. In dieser Weise würde eine Erneuerung der Kräfte des Islam möglich sein, wenn irgendeine der Sekten, die aus ihm ununterbrochen hervorgehen, die Freiheit hätte, sich in jedem Sinn auszudehnen, und die für den Kampf notwendige Einheit wiederherstellte. Eine vorausblickende europäische Politik muß den Weg einer Zerbröckelung des Islam beschreiten und diese Strömungen aufhalten. Sie muß an verschiedenen

Stellen Machtfaktoren einfügen, die dazu dienen, die unabhängigen mohammedanischen Staaten voneinander getrennt zu halten. Aber sie darf niemals die politische Unabhängigkeit des Islam völlig zerstören, da dieser durch die Tatsache, daß er besteht, das Recht erhält, autonome politische Gewalten zu bilden. Jede religiöse Idee, die in einem Volke verkörpert ist, die einen Mittelpunkt der Macht schafft und geschichtliche Interessen entwickelt, muß in ihrer politischen Unabhängigkeit solange geachtet werden, bis sie mit der Zeit sich selbst zerstört und verschwindet. Wenn wir eine Macht erschüttern wollen, so müssen wir die Idee zerstören, auf der sie aufgebaut ist. Solange aber diese Idee lebt, ist es durchaus unrecht, sie unter dem Druck der Gewalt in Ketten zu legen, und es ist nicht nur unrecht, sondern gefährlich. Wenn es möglich wäre, alle heute vom Islam beherrschten Länder in eine Art Vasallentum zu versetzen, so würden wir sehen, wie sich eine „Liga der Besiegten" bildete, und wie unter der beherrschenden Aktion Europas insgeheim das wunderbare Wort, das Feldgeschrei für den Tag des Aufstandes und der Erhebung umginge. Alle Rivalitäten, die heute zwischen den vor Untätigkeit verfaulenden mohammedanischen Mächten bestehen, würden verschwinden und an ihre Stelle würde eine einzige furchtbare Rivalität treten: die zwischen dem siegreichen Christentum und dem besiegten Islam, der zwar gedemütigt, aber in keiner Weise vernichtet oder zerstört sein würde.

Weder im Norden noch im Westen noch im Osten kann also Spanien die Aussicht auf eine Vergrößerung durch das Mittel der außenpolitischen Aktion finden. Weder stoßen wir auf ein klar von unserer Politik bezeichnetes Ziel, noch auf den Kraftüberschuß, der zur unbedachten Aktion drängt, ja, nicht einmal auf instinktive Unternehmungen, die spontan aus dem bodenständigen Geiste des Landes entstehen. Wir müssen

unsere materiellen Kräfte wieder aufbauen, um unsere inneren Angelegenheiten zu ordnen, und wir müssen unsere ideale Kraft aufbauen, um im Umkreis unserer berechtigten äußeren Interessen zu wirken, um unser Prestige bei den Völkern spanischen Stammes zu stärken. Was die ideale Restauration anbelangt, so wird niemand daran zweifeln, daß sie ausschließlich unser eigenes Werk sein muß. Wir können ausländische Einflüsse in uns aufnehmen und uns Klarheit dadurch schaffen, daß wir das studieren, was andere Völker tun und sagen. Aber solange wir nicht unserem Werk einen spanischen Charakter verleihen, solange das Ausländische nicht im Spanischen aufgeht und solange wir in der heutigen Unsicherheit weiterleben, werden wir unser Haupt nicht wieder erheben können. Unsere geistige Schwäche wird in der Zusammenhangslosigkeit unserer Kultur offenbar, die aus Fetzen verschiedener Farbe besteht, wie das Kleid der Bettler. Ueber unsere materielle Restauration dagegen sind die Ansichten nicht so ungeteilt. Manche warten immer noch auf die unverhoffte Erbschaft, als wenn wir besonders viele reiche Onkel in Westindien hätten. Seit mehreren Jahren schleppen wir uns mühsam am Boden dahin und noch immer wollen wir nicht einsehen, daß wir uns nur auf unsere eigenen Anstrengungen verlassen dürfen und daß für Zwecke der Arbeit, was ja die Hauptsache ist, wir heutzutage in Spanien mehr Land, mehr Licht und mehr Luft zur Verfügung haben, als wir brauchen.

Andere wieder setzen ihre Hoffnung auf die Kolonien, als wenn wir nicht wissen sollten, daß bei unserem System der Kolonisation die Kolonien mehr kosten als sie einbringen. Und das kann weder noch darf es geändert werden. Denn die wirkliche Kolonie muß dem Mutterland Kosten verursachen, da kolonisieren ja nicht auf Geschäfte ausgehen, sondern Völker zivilisieren und Ideen verbreiten heißt. Ueberlassen wir anderen Nationen die Praxis der utilitaristi-

schen Kolonisation und fahren wir in unserem überlieferten System fort, welches, ob gut oder schlecht, doch nun einmal das unsere ist. Wir sind bereits zu weit vorgeschritten, um einen anderen Weg einzuschlagen, und wenn wir das auch wollten, so könnten wir es nicht, und wenn wir es sogar könnten, dann würde es uns nichts helfen, auf ein Gebäude, das nach unseren Ideen gebaut ist, ein Geschoß in einem anderen Stil zu setzen, das vielleicht nichts als eine urteilslose Nachahmung wäre. Wir haben keine eigene Form der Kolonisation im modernen Sinne auszubilden vermocht. Halten wir uns also an die alte! Folgen wir ihr mit Zähigkeit, obwohl sie den im Umlauf befindlichen Ideen unbequem ist. Denn wenn wir selbst keinen Glauben an die von uns geschaffenen Werke haben, wer soll ihn dann für uns haben, und wo bleibt unsere Sendung in der künftigen Geschichte?

Vor kurzem las ich das Werk eines englischen Politikers oder Reisenden über „Die Völker und die Politik im fernen Osten". Darin wurde unsere Kolonialverwaltung in den Philippinen so streng verurteilt, daß ich hier aus einem gewissen Widerwillen keinen der Gedanken dieser kritischen Skizze wiedergeben kann. Aber der Verfasser zieht darin, ohne es zu wollen, den Strich, der die beiden Methoden der Kolonisation trennt, die der alten Konquistadoren und die der modernen Geschäftsleute. Es ist überflüssig, an dieser Stelle die verhältnismäßige Bedeutung des einen oder des anderen Systems zu erörtern. Ich kann nur sagen, daß das alte mir besser gefällt, weil es vornehmer und uneigennütziger war. Das aber hindert nicht, daß die Kolonisation moderner Art den sie ausübenden Nationen Nutzen bringt, während die alte Kolonisation für das Mutterland einen Verlust von Kräften bedeutet, der auf den ersten Blick kein vorteilhaftes Ergebnis hat, von dem aber im Laufe der Zeit gerade die Nutzen ziehen, die das tun sollen, nämlich die Kolonien.

Wir können also nicht auf die Hilfe unserer Kolonien rechnen, und es tut uns gut zu wissen, daß wir von ihnen nur denselben Lohn erwarten dürfen, den wir von den bereits emanzipierten erhalten haben. Wir dürfen nur danach streben, daß die Aufrechterhaltung unserer Herrschaft uns keine zu großen Opfer koste. Zu diesem Zwecke aber dürfen wir nicht mit engzugeknöpften Taschen dastehen. Wir müssen auf die materielle Herrschaft verzichten, wozu uns unsere jetzige intellektuelle Schwäche verurteilt, und unsere Aufmerksamkeit weniger auf die direkte Verwaltung der Kolonien vom Mutterlande aus als auf die Erhaltung unseres Prestiges richten, das durch die egoistischen Absichten und die Gewinnsucht der Inhaber der politischen Macht etwas erschüttert ist.

Viele glauben, daß das unvermeidliche Ende der Kolonisation in der Emanzipation der Kolonien besteht. Nach meiner Ansicht ist das eine rein theoretische Auffassung. Auch die Söhne werden emanzipiert und die Gesetzesbücher schreiben vor, wann und wie die väterliche Gewalt aufgehoben wird. Aber viele Söhne emanzipieren sich nie, ja denken sogar niemals daran, sich zu emanzipieren. Sie treten aus einem bürgerlichen Verhältnis in ein anderes über, ohne den Unterschied zu bemerken, niemandem aber fällt es ein, auf den vom Gesetz vorgeschriebenen Tag zu warten und seinem Vater zu sagen: vom heutigen Tage an hören deine Rechte auf, die du bisher ausgeübt hast. Nur in äußersten Ausnahmefällen richten die Menschen sich nach dem Wortlaut des Gesetzes und nur in äußersten Ausnahmefällen kämpfen die Kolonien, um ihre Unabhängigkeit zu erobern. Wenn die notwendige Einheit der Ideen und Gefühle dank einer geschickten Politik, die noch mehr uninteressiert als geschickt sein muß, zwischen den Kolonien und dem Mutterlande aufrechterhalten bleibt, dann kann man ohne Gefahr das autonome System anwenden, das zwar nicht zur Eman-

zipation, wohl aber zur Konföderation der autonomen Kolonien mit dem Mutterlande führt. Bei einer solchen Entwicklung aber ist die Autonomie nicht der erste Schritt auf dem Wege zur Emanzipation. Sie ist vielmehr der Anfang einer engeren Einheit, die durch das Opfer dessen, was ich die materialistische Beherrschung nenne, erreicht wird. Allein diese politischen Feinheiten sind nicht immer durchführbar, weil sie die Mitarbeit von Männern voraussetzen, die für so schwierige Aufgaben erzogen sind; und nicht alle Nationen besitzen Männer dieser Art. Wenn eine autonome Verwaltung entsteht und wenn man ihr gegenüber die alten Mittel der Regierung anwenden will, so ist der Zusammenbruch dieser Politik sicher. Und ehe man so weit kommt, sollte man entweder offene und mit Festigkeit durchgeführte Herrschaft vorziehen oder offen und aufrichtig die Emanzipation selbst zugestehen.

Diese Art des Urteils über unsere Unternehmungen wird zweifelsohne pessimistisch erscheinen, weil, wie gesagt, wir an den Gedanken gewöhnt sind, daß die Vergrößerung einer Nation entweder in der Erweiterung ihres Territoriums oder in der Einfuhr von Reichtümern besteht, die in anderen Ländern oder in Kolonien erworben sind. Unsere Auffassung von der Größe ist immer noch materiell und quantitativ, und wer sich bemüht, unsere Nation von phantastischen Bestrebungen zu heilen, der wird als wenig vertrauenswürdiger Mensch angesehen. Nehmen wir an, daß in einem Flußbett, das ziemlich wasserarm ist, sich zwei Wasserfälle von gleicher Höhe befinden und daß zwei Ingenieure sie für diese oder jene Fabrik auszunutzen versuchen. Der eine schließt eine kleine Fabrik an, die im richtigen Verhältnis zu der Triebkraft steht. Vom ersten Augenblick an wird er gute Ergebnisse erzielen. Der andere baut eine Fabrik von imposanter Größe, die infolge Wassermangels nicht arbeiten kann. Für die, welche die Dinge nur von außen betrachten — und sie bil-

den leider die Mehrzahl — ist der Ingenieur, der im großen gebaut hat, ein Genie, der aber, der die kleine Fabrik errichtet hat, ein Mann mit sehr beschränkten Fähigkeiten, der großen Aufgaben nicht gewachsen ist. Für die wenigen aber, die sich nicht mit dem Anblick der Fassade begnügen, sondern auch das Innere beider Gebäude prüfen, wird dieses Genie mehr oder weniger ein Dummkopf, und der, welcher beschränkt zu sein schien, wird eine kluge, verständige Persönlichkeit sein. Der eine arbeitet im großen und hat sich für große wie für kleine Aufgaben als ungeeignet erwiesen. Der andere arbeitet im kleinen und hat sich als geeignet für kleine wie für große Aufgaben erwiesen.

Spanien gleicht einer Fabrik, die lange Jahre hindurch stillgestanden hat, weil ihr die Triebkraft fehlte. Jetzt fängt sie wieder an, in Bewegung zu kommen, weil wir die Maschinerie leichter gemacht haben, oder weil man sie uns leichter gemacht hat. Aber schon treten Leute auf, die zu den früheren verwickelten Verhältnissen zurückkehren möchten, statt zu arbeiten, um die spärliche Triebkraft zu vermehren, über die wir verfügen. Daher die unbedingte Notwendigkeit, diese nationalen Illusionen zu zerstören. Das aber ist kein Werk der Verzweiflung. Es ist das Werk eines erhabenen und berechtigten Ehrgeizes, der die Grundlagen für unsere positive Vergrößerung vorbereitet. Die Größe oder Kleinheit der Nationen hängt weder von der Ausdehnung ihres Gebietes noch von der Zahl ihrer Einwohner ab. Unter dem Haus Oesterreich war Spanien eine ungeheuer große Nation, und weil es so groß war, deshalb verfiel es in Erschöpfung und Lähmung. Zur Zeit Karls II. war Spanien gleichsam ein toter Walfisch, der auf dem Meere trieb und ein Hindernis für die Seefahrt bildete. Dagegen konnten einige wenige Provinzen, die von Spanien abgetrennt waren, die sogenannten Vereinigten Provinzen, unter der geschickten Regierung Wilhelms von Oranien sich zum politischen Mittelpunkt Europas aus-

bilden und die damals gewaltige Macht Frankreichs aufhalten.

Diese Tatsache, auf die Macaulay hinweist, findet ihre durchaus natürliche Erklärung. Unter spanischer Herrschaft waren die Niederlande lediglich ein Territorium, das von Menschen bewohnt wurde. Indem sie sich unabhängig machten, wurden sie eine Nationalität. Die politische Einheit mit Spanien hatte die Kräfte nicht vermehrt, sondern im Gegenteil vernichtet, weil sie innerlich einander entgegengesetzt waren. Wir unsererseits vergeudeten unsere Energie, indem wir den Widerstand der Niederlande zu zerstören suchten, und diese wiederum vergeudeten die ihre, indem sie gegen unsere Herrschaft kämpften. Und selbst dann, wenn die Einheit stets friedlicher Art gewesen wäre, würde unsere Kraft sich nicht vermehrt haben, da die politischen und territorialen Tendenzen der beiden Teile entgegengesetzt waren. Das unabhängige Holland war unter der bewegenden Kraft seiner eigenen Ideen eine stärkere und beweglichere Nation als das große spanische Reich, welches gelähmt und unfähig war, die Anstrengungen, die es zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes zwischen einander widersprechenden politischen Tendenzen machte, zu einer einheitlichen Aktion zusammenzufassen.

Wenn man Achtung vor den Ueberlieferungen verlangt, dann muß zunächst Klarheit darüber geschaffen werden, was man unter Ueberlieferungen versteht. Spanien beginnt jetzt einen neuen Abschnitt seiner Entwicklung, oder wird ihn binnen kurzem beginnen. Dabei wird es stets das Spanien der Ueberlieferung bleiben müssen. Das ist unvermeidlich, da wir heutigen Spanier die unvermischten Abkömmlinge der alten Spanier sind und da wir fortfahren, im Hause unserer Väter zu wohnen. Die heutigen Griechen besitzen nur wenig hellenisches Blut (viele sind der Ansicht, daß sie überhaupt keines besitzen) und suchen trotzdem ihre moderne Geschichte mit der

alten griechischen Geschichte in enge Verbindung zu bringen. Aber was wir von unserer Ueberlieferung annehmen dürfen, ist das, was sie uns gibt oder uns aufzwingt: den Geist. Was dagegen die Tatsachen und alles Sachliche anbelangt, so müssen wir sie genau prüfen und ihren wirklichen Wert feststellen, da viele zu nichts nützlich sind und andere direkten Nachteil bringen. Der größte Teil unserer modernen Geschichte ist ein politischer Unsinn, durch den wir so tief gesunken sind. Wenn die neue Entwicklung auf die alte aufgepfropft wird und sich nach den überlieferten Tatsachen richtet, dann werden wir niemals auch nur eines Schrittes Breite vorwärts kommen. Eine Nation, die sich auf ihrem Höhepunkt befindet, kann politische Schwierigkeiten vertragen, die durch ihre territorialen Interessen nicht absolut notwendig gemacht werden. Aber eine Nation, die eben wieder zu Kräften kommt, muß mehr Zurückhaltung zeigen und darf sich nicht auf gefährliche Abenteuer einlassen. Und selbst wenn eine Aktion durchaus berechtigt zu sein scheint, muß eine solche Nation bedenken, ob sie die nötigen Mittel zu ihrer Durchführung besitzt, die materiellen Mittel sowohl wie ganz besonders auch die geistige Energie, die aus der genauen Kenntnis der unternommenen Arbeit und ihres Zieles hervorgeht, mit anderen Worten, die „ideale Realisation der Aufgabe muß auf der materiellen Realisation" beruhen.

Traditionellerweise wird als Aufgabe unserer äußeren Politik allgemein die Ausführung des Testamentes Isabellas der Katholischen bezeichnet: Spaniens Zukunft liegt in Afrika und die nationalen Bestrebungen entweichen durch diese Oeffnung, als ob sie in unserem Territorium eingezwängt wären und durch Flucht die Freiheit zu erreichen suchten. Hier liegt wieder ein Beispiel eines wirklichen Pessimismus vor. Diesen Leuten fehlt es am Vertrauen in die eigenen Kräfte ihrer Nation, und sie glauben, daß diese Kräfte niemals groß sein werden, es sei denn, daß man einen Zipfel

Land hinzufüge, wo in Ermangelung anderer Dinge wenigstens die nationale Flagge zu unserer Beruhigung flattern kann.

Auf dem Gebiet der afrikanischen Kolonisation hat Spanien nichts weiter tun können, als sich den Teil der afrikanischen Küste vorzubehalten, der in anderen Händen eine gefährliche Nachbarschaft für unseren überlieferten Besitz werden könnte. Neue koloniale Aufgaben konnte es nicht lösen, insbesondere wenn es das törichte und verdammungswürdige System anwandte, das heute in Afrika gilt.

Die afrikanischen Rassen lassen sich mit den amerikanischen oder den asiatischen nicht vergleichen. Sie befinden sich auf einer wesentlich niedrigeren Stufe der Entwicklung und können der europäischen Kultur keinen Widerstand leisten. Das Gescheiteste wäre gewesen, über die ganze Küste und die schiffbaren Flüsse Afrikas Faktoreien und Missionen zu verbreiten, die sozusagen die Hefe gewesen wären, die die angeborenen Eigenschaften der Afrikaner zur Gärung gebracht hätte. Aber zu dieser Arbeit braucht man viel Zeit. Heutzutage hat niemand Geduld; und wenn jemand Geduld hätte, so würden die politischen Rivalitäten das nicht zulassen. Man hat sich deshalb der direkten Beherrschung bedient, der Invasionen in das Landesinnere und, sobald das für den guten Geschäftsgang nötig war, der Schlachtung derselben Völker, die man angeblich zivilisieren wollte. Man reist aus Europa ab mit dem Gedanken der Erlösung des Menschengeschlechtes und man kommt in Afrika mit den Gedanken eines Geschäftsreisenden an. Bei der Rückkehr aber beglückwünscht man sich nicht etwa deshalb, weil man für die Verbesserung des Schicksals der Neger gearbeitet hat, sondern man beglückwünscht sich zu der Zahl der Neger, die man erschlagen hat, oder zu dem Reichtum, den man zur Vergrößerung seines Vermögens zusammengerafft hat.

Wenn man also in Spanien das Testament Isabellas der

Katholischen anführt, so richten sich die Gedanken in der Hauptsache auf Nordafrika und heutzutage unvermeidlicherweise auf das einzige, was sich dort noch ein selbständiges Dasein bewahrt hat: auf das marokkanische Reich. Dieses ist auch die einzige Seite der Windrose, von der wir noch nicht gesprochen haben, der Süden. Natürlich wird es dabei nicht an Leuten fehlen, welche meinen, daß uns zwar alle anderen Tore verschlossen sind, daß aber gerade deshalb dieses Tor offen bleiben müsse, damit wir nicht ganz im Dunkeln sitzen. Ich bin der Ansicht, daß nach Beendigung der Wiedereroberung die afrikanische Politik sehr natürlich gewesen wäre. Wenn wir ihr alle unsere nationalen Kräfte gewidmet hätten, so würden wir eine unzerstörbare politische Macht geschaffen haben, sowohl deshalb, weil sie logischerweise aus unserer mittelalterlichen Politik sich ergab, wie auch deshalb, weil sie mit den Interessen Europas nicht in Konflikt geraten wäre. Aber die Zeit geht nicht spurlos vorüber, sondern bringt große Veränderungen mit sich. Die Macht des Islam ist so geschwächt, daß sie eines Schutzes bedarf, um nicht zu früh zerstört zu werden. Der Groll, der sich während des Mittelalters angesammelt hatte, ist zwar einige Male wieder aufgetreten, aber ist jetzt nicht das, was er vor vier Jahrhunderten war. Schließlich — und das ist der wichtigste Grund — sind wir nicht mehr ein Volk, das mächtig ist und nach Ausdehnung verlangt, obwohl wir aus alter Gewohnheit nach Ausdehnung schreien. Wir sind ein Volk voller Erfahrungen und Vorsicht, das aber infolge mangelhaften Gedächtnisses von seinen Erfahrungen und seiner Vorsicht einen schlechten Gebrauch macht. Spanien hat für den Besitz des Gebietes auf der anderen Seite der Meerenge ein viel zu großes Interesse, als daß hierüber eine besondere Erklärung nötig wäre. Aber es ist für Spanien um so besser, je weniger dieses Gebiet in die europäische Politik hineingezogen wird. Außerdem könnte diesem Interesse nicht besser gedient wer-

den, als das seitens der jetzt damit Betrauten geschieht. Man kann sich den Fall denken, daß wir uns von unseren traditionellen Gelüsten hinreißen lassen, ohne, wie das nun einmal unsere Gewohnheit ist, zu bedenken, welche militärischen und politischen Mittel zur Durchführung einer solchen Aufgabe nötig sind. Aber wenn es uns glückte, in Marokko ein spanisches Protektorat oder eine spanische Herrschaft durchzusetzen, so würden wir vielleicht nur den verhungerten Geschäftsleuten Europas den Weg bahnen. Diese würden aus dem Wechsel in der Herrschaft den praktischen Nutzen ziehen, auf uns aber würde der Haß des unterjochten Volkes fallen, das in unserer Aktion die offenbare Ursache aller Angriffe erblicken würde, die gegen seine exklusivistischen Gefühle gerichtet werden, welche ihrem inneren Wesen nach der europäischen Zivilisation widerstreben. Wir würden also ohne es zu wissen die Schuld auf uns laden, daß wir Interessen unterstützen, die den unsrigen zuwiderlaufen, und würden an unserem eigenen Untergang arbeiten. Unser afrikanischer Krieg ist ein klarer Beweis dafür, daß die afrikanische Politik sich noch nicht auf vitale Interessen unserer Nation stützt, sondern lediglich auf einen unbestimmten, undefinierbaren und populären Enthusiasmus. Wenn man einen Schritt tut, der wirklich durch die Notwendigkeit einer Expansion geleitet wird, wenn man der überschüssigen Kraft eines Landes freien Spielraum schafft, dann hinterläßt der militärische Sieg trotz der Größe aller Hindernisse tiefere Spuren, als das unser Sieg getan hat.

Eine Wiederbelebung des gesamten Lebens Spaniens kann nur von einer Zusammenfassung aller unserer Kräfte innerhalb unseres Gebietes ausgehen. Mit Riegeln, Schlüsseln und Vorhängeschlössern sollte man alle Tore verschließen, durch die der Geist Spaniens entwich, um sich über die vier Himmelsrichtungen in der Welt auszubreiten und von denen

heute manche das Heil erhoffen. Ueber jedes dieser Tore aber sollten wir nicht das Wort Dantes schreiben: „Lasciate ogni speranza", sondern das trostreichere, menschlichere Wort, das Sankt Augustin unter leichter Abänderung entnommen ist: „Noli foras ire; in interiore Hispaniae habitat veritas".

Spaniens geistiger Wiederaufbau

Wenn wir den philosophischen Grundgedanken eines Meisterwerkes der Kunst mit dem Gedankenleben der Nation, in der es entstand, vergleichen, so sehen wir, daß bei aller Unabhängigkeit der Absichten seines Schöpfers das Kunstwerk einen Sinn in sich schließt, den man geschichtlich nennen könnte, der mit der nationalen Geschichte übereinstimmt und der eine Interpretation dieser Geschichte gibt. Je enger aber diese Uebereinstimmung ist, um so größer ist das Verdienst des Künstlers, weil der Künstler unsichtbarerweise seine Kräfte aus der Vermischung seiner Ideen mit denen seiner Heimat zieht, indem er wie ein großer Reflektor wirkt, in dem diese Ideen sich sammeln und mischen und dabei die Lichtstärke erwerben, die sie einzeln nicht besaßen. Eines der besten Werke unseres Theaters ist „Das Leben ein Traum" von Calderón. In ihm gibt der Künstler einen psychologischen Einzelfall, der allgemeine symbolische Bedeutung besitzt. Hiermit aber gibt er eine klare, helle und prophetische Deutung unserer Geschichte. Spanien wurde wie Sigismund gewaltsam aus dem Schlupfwinkel seines dunklen Lebens voller Kämpfe gegen die Afrikaner gerissen, es wurde in den Brennpunkt des europäischen Lebens geworfen und zum Herrn und Herrscher von Leuten berufen, die es wohl kaum kannte. Nach vielen und außerordentlichen Ereignissen aber, die eher phantastisch als wirklich zu sein scheinen, kehren wir wieder zu unserem alten Schlupfwinkel zurück, an den uns jetzt unser Elend und unsere Armut gefes-

selt halten. Und wir fragen uns, ob diese ganze Geschichte Wirklichkeit oder ob sie nur ein Traum war. Der einzige Zweifel an ihrer Unwirklichkeit stammt von jenem Ruhmesglanz, der uns noch immer umstrahlt und verführt, wie jenes Bild der Liebe, das Sigismunds Einsamkeit störte und ihm den Ausspruch entriß: „Ich habe nur ein einziges Weib geliebt — und das war Wirklichkeit, wie ich glaube; — denn wenn alles andere vorübergegangen ist, — so ist dieses nicht vorüber."

Ein Volk kann nicht ohne Ruhm leben, und wenn es das kann, so darf es das nicht. Aber es gibt viele Arten, Ruhm zu erwerben, und der Ruhm hat viele Formen. Es gibt den idealen Ruhm, der der erhabenste ist, und den man durch geistige Leistungen gewinnt. Es gibt den Ruhm des Kampfes für die Ideale eines Volkes gegen die eines anderen. Es gibt den Ruhm des rohen Kampfes zu dem einzigen Zwecke der materiellen Herrschaft. Und es gibt den traurigen Ruhm, sich in inneren Kämpfen gegenseitig zu vernichten. Spanien hatte alle Formen des Ruhmes kennengelernt und seit langer Zeit genießt es im Ueberfluß den traurigen Ruhm: wir leben im beständigen Bürgerkrieg. Unser Temperament ist durch endlose Zeiten des Kampfes zugleich aufgepeitscht und geschwächt worden und es gelingt ihm nicht, sich zu ändern, einen friedlichen idealen Ausdruck der Gedanken zu finden und mit menschlicheren Mitteln als mit Waffen zu sprechen. So sehen wir denn, daß alle die, welche für eine Idee sich begeistern (soweit sie sich begeistern), sie zu einem Mittel des Kampfes machen. Sie kämpfen tatsächlich nicht, damit ihre Idee triumphieren soll. Sie kämpfen, weil die Idee nach einer äußeren Form verlangt, um sichtbar zu werden, und weil in Ermangelung positiver, schöpferischer Formen sie die negativen, zerstörenden Formen annehmen: die Rede nicht als Kunstwerk, sondern als Instrument der Zerstörung, den Straßenauflauf, die Meuterei, die Revolution, den Krieg.

Auf diese Weise aber dienen die Ideen nicht der Schöpfung dauernder Werke, die durch die Begründung von etwas Neuem indirekt das Alte und Unnützgewordene zerstören, sondern sie dienen dazu, alles zu zerstören, alles niederzureißen, alles zu vernichten, wobei dann schließlich auch sie unter den Ruinen zugrunde gehen.

Es ist absolut notwendig, unserer Nation Gelegenheit zu geben, daß sie sich in vernünftiger Weise Erleichterung von ihrer inneren Qual schafft. Dazu aber muß man den einzelnen und durch sie der Gemeinde sowie dem Staat ein neues Leben einflößen. Wir haben gesehen, daß unsere politische Organisation von der äußeren Politik unabhängig ist. Kein äußerer Grund rät uns zur Annahme dieser oder jener Form der Regierung. Unser Streben über die Tore unseres nationalen Daseins hinaus ist entweder unbegründet und utopisch oder nur nach so langer Frist durchführbar, daß man seinetwegen die Aufmerksamkeit nicht vom Wichtigen ablenken und in der Erwartung künftigen Glücks leben darf. Der einzige wichtige Fingerzeig, den man einer Betrachtung über unsere äußeren Interessen entnehmen kann, ist der, daß wir unsere gegenwärtige Organisation stärken und eine größere geistige Kraft erwerben müssen, weil unsere geschichtliche Rolle uns zwingt, unsere Aktion aus einer materiellen in eine geistige umzuwandeln. Spanien war das erste Land Europas, das durch die Politik der Expansion und der Eroberung groß wurde. Es war das erste, das verfiel und seine materielle Entwicklung abschloß, indem es sich über weite Länder ausbreitete. Es ist jetzt das erste, das an einer politischen und sozialen Restauration völlig neuer Art arbeiten muß. Dadurch aber wird seine Lage von der der anderen europäischen Nationen verschieden. Spanien darf niemanden nachahmen, sondern es muß selbst neue Mittel und Wege finden, die zu Tatsachen passen, die gleichfalls neu in der Geschichte sein werden. Weder die französischen Ideen, noch die

englischen, noch die deutschen, noch die, welche später Mode sein werden, können uns nützen, weil wir zwar geringeren politischen Einfluß besitzen, als diese Völker, aber trotzdem in unserer natürlichen Evolution weiter vorgeschritten sind und höher stehen. Unsere Nation hat ihre beherrschenden Kräfte verloren, wie alle Nationen schließlich sie einmal verlieren werden. Dadurch aber ist unsere Nation in einen neuen Abschnitt ihres geschichtlichen Lebens eingetreten und muß jetzt Ausschau danach halten, wohin ihre gegenwärtigen Interessen und ihre Ueberlieferung weisen.

Das politische Problem, das Spanien lösen muß, ist in der Geschichte ohne klare und deutliche Präzedenzfälle. Eine Nation, die zahlreiche Nationen gegründet hat, tritt in eine Zeit des Verfalles ein und soll sich als eine politische Macht unter dem beseelenden Einfluß neuer Gefühle der Expansion konstituieren. Welche Gestalt muß diese zweite Evolution annehmen, um mit der ersten in Verbindung zu bleiben und um nicht die geschichtliche Einheit zu zerbrechen, der beide sich einordnen müssen? Denn in dieser Hinsicht ist die Einheit tatsächlich und wird nicht künstlich hervorgebracht. Ein künstlicher Vorgang würde es sein, wenn man die Ueberlieferung zerschneiden und ein neues Leben beginnen wollte, als ob man ein neues Volk wäre, das eben aus dem Backofen herausgeholt ist. Spanien stehen vielleicht Bahnen offen, die von seinen geschichtlichen Wegen abweichen. Aber ein Bruch mit der Vergangenheit wäre eine Verletzung natürlicher Gesetze, ein feiges Imstichlassen unserer Pflichten, ein Opfer des Wirklichen zugunsten des Eingebildeten. Keine äußere Aktion kann dazu führen, daß wir die materielle Größe Spaniens wiederherstellen und den hohen Rang wiedererobern, den es einst innehatte. Unsere neuen Unternehmungen würden aussehen wie die jener Unverbesserlichen, welche sich nicht mit ihren jugendlichen Liebesabenteuern und mit der Erinnerung an sie begnügen, sondern sich zu erheuchelten neuen Schäkereien,

zu neuen bezahlten Liebkosungen hinschleppen, die nichts weiter sind als lächerliche, wenn nicht widerliche Parodien der anmutigen Szenen des Gefühlslebens.

Wenn wir dagegen ausschließlich durch die Anstrengungen unseres Geisteslebens die Familieneinheit aller Völker spanischen Stammes und in ihnen den Kultus derselben Ideale erreichen können, dann werden wir eine große geschichtliche Mission erfüllen und einer Schöpfung Leben verleihen, die groß, eigenartig und neu in den Jahrbüchern der Geschichte ist. Mit der Erfüllung dieser Mission aber würden wir nicht für eine uneigennützige und zugleich nutzlose Idee arbeiten, sondern wir würden für unsere eigenen Interessen arbeiten, für Interessen, die höher stehen als die Eroberung von irgendwelchen Fetzen Land. Da wir die Kräfte unserer materiellen Expansion erschöpft haben, müssen wir die Taktik ändern und Kräfte ans Licht ziehen, die sich nie erschöpfen: die des Geisteslebens, die in Spanien im latenten Zustand vorhanden sind und durch ihre Entwicklung uns zu großen Schöpfungen erheben können. Indem sie unserem Streben nach einem erhabenen und ruhmreichen Leben dienen, können sie als politisches Instrument dienen, im Einklang mit dem Werk, das wir vollbringen müssen. Von diesem Gesichtspunkte aus verdienen die politischen Fragen, denen Spanien in der Hauptsache seine Aufmerksamkeit widmet, nur Verachtung. Wir leben als Nachahmer, während wir Schöpfer sein sollten. Wir wollen unsere Angelegenheiten nach dem Vorbild derer regeln, die hinter uns zurückstehen. Wir gehen auf die Jagd nach neuen Formen der Regierung und politischer Aeußerlichkeiten, ohne jemals daran zu denken, was wir in sie hineinlegen wollen, damit sie nicht dem dürren Laube gleichen.

Die Organisation der öffentlichen Behörden ist nicht besonders schwer und erfordert weder eine besondere Wissenschaft noch Kunst, sondern lediglich Weite des Blicks und

guten Willen. Eine Gesellschaft, die ihre Interessen kennt, organisiert ihre Behörden so schnell als möglich und geht sodann zu anderen, wichtigeren Fragen über. Eine Nation, die ein ganzes Jahrhundert dazu braucht, um sich eine Verfassung zu geben, kann als Nation nicht ernst genommen werden. Durch diese Tatsache gibt sie nur zu verstehen, daß sie nicht weiß, wohin sie gehen soll und deshalb sich mit Diskussionen über den richtigen Weg die Zeit vertreibt. Die Behörden sind nur Gerüste. Sie müssen fest errichtet sein, so daß man ohne Furcht vor Unfällen auf ihnen arbeiten kann. Die Hauptsache aber ist die Arbeit, die auf diese oder jene Weise geleistet werden muß. Das Werk des Wiederaufbaues Spaniens ist noch sehr nahe an den Fundamenten. Aber das Gerüst steigt bereits bis zu der Höhe, in der sich einst das Dach mit der Zeit wölben soll. Dabei aber gibt es unersättliche und unsinnige Menschen, die hiermit noch nicht zufrieden sind. Der Mangel an Festigkeit, der sich in der Leitung unserer allgemeinen Politik geltend macht, ist lediglich das Widerspiel eines Mangels an Ideen in der Nation. Er entstammt der allgemeinen Neigung, alles durch äußerliche Mittel zu erledigen und nicht durch eigene, persönliche Anstrengung. Die ganze Nation sehnt sich nach einer äußeren Aktion, nach einer undefinierbaren, unverständlichen Aktion, die unser verringertes Prestige auf die alte Höhe bringen soll. Die Städte leben in einer ideellen und wirtschaftlichen Bettelhaftigkeit und alle erhoffen alles vom Staat. Seine Funktionen sind reglementierender und materieller Art. Wenn etwas Großes beschlossen wird, so besitzt es keine ideelle, sondern nur eine quantitative Größe, eine Verbreiterung, die nichts weiter ist als eine verkleinerte Ausgabe der Idee unserer nationalen Vergrößerung vermittelst der Annexion von Ländern und Gebieten, die uns fehlen. Die einzelnen arbeiten gerade genug, um das Problem zu lösen, wie man nicht arbeitet, sondern die persönliche Arbeit, die Initiative und Energie verlangt,

durch irgendeine Routine ersetzt, mag sie nun zu den Fähigkeiten oder den geringen erworbenen Kenntnissen passen oder nicht. Alles in allem: die Hoffnungen richten sich stets auf einen günstigen Wandel äußerer Umstände und gründen sich nie auf die beharrliche und intelligente Arbeit.

Bei einer solchen Auffassung haben die politischen Veränderungen nur den Erfolg, daß sie die schon verdorbenen Instinkte noch mehr vergiften. Ein sehr deutliches Beispiel hierfür bieten unsere Universitäten. Man glaubte ein Heilmittel gegen unsere geistige Armut zu finden, indem man den Mittelpunkten des Unterrichtes neue Säfte zuführte und indem man aus geschlossenen Schulen Einrichtungen machte, die, wie es heißt, für die Verbreitung aller Arten von Anschauungen offen sein sollten. Der Gedanke war gut und wäre es geblieben, wenn man mehr als die Aufschrift an den Türen geändert hätte. Denn die akademische Lehrfreiheit ist an sich weder gut noch böse. Sie ist eine Einrichtung, die ebenso wie ihre Vorgängerin je nach dem Gebrauch, den man von ihr macht, gut oder böse sein kann. Die einseitig orientierte Lehrtätigkeit würde gut sein, wenn sie von Grundsätzen geleitet wäre, welche noch Lebenskraft genug besitzen, welche die Aufregung der Kontroverse überflüssig machen und welche die Wissenschaften und Künste in der Nation lebendig und fruchtbar gestalten. Ein solches System würde uns eine zwar etwas engherzige und unvollständige Kultur geben, aber dafür würden wir die Einheit des Geisteslebens und der Wirkung besitzen. Nur wenn die Lehren in Verfall geraten und ihre schöpferische Kraft verlieren, wird es nötig, neue Hefe zu besorgen, die eine neue Gärung veranlaßt. Die Lehrfreiheit (ich spreche hier nicht von den lächerlichen Formen, die die Praxis ihr in Spanien gegeben hat) hat auch, wie alles in der Welt, zwei Henkel, an denen man sie anfassen kann. Ihre Schwäche besteht darin, daß zwischen den verschiedenen Lehren keine Uebereinstimmung herrscht, daß also in den

schwächeren Köpfen infolge des Widerspruches der verschiedenen Ideen sich eine geistige Unausgeglichenheit einstellt. Ihre gute Seite liegt darin, daß sie dem Geistesleben einen frischen Anstoß gibt, so daß es in voller Freiheit seine eigenen Bahnen selbst auswählen und zu originellen Gedanken gelangen kann. Wir haben nur das Schlechte und nicht das Gute erreicht. Es hieß, daß der katholische Unterricht uns zur geistigen Atrophie verurteilte. Die akademische Lehrfreiheit führt uns zu einer schnellen Verdummung. Wir wissen, daß in dieser oder jener Universität pseudo-wissenschaftliche Rivalitäten herrschen, weil wir lesen oder hören, daß die Angehörigen der verschiedenen Gruppen Lärmszenen aufgeführt oder wie Fuhrknechte sich in die Haare gefahren sind. Was es früher nicht gab, und, abgesehen von sehr ehrenwerten Ausnahmen, auch jetzt nicht gibt, das ist jemand, der die Wissenschaft in wissenschaftlicher und die Kunst in künstlerischer Weise betrachtet. Alle Gewichte und Maße sind verlorengegangen, bis auf das eine, nämlich ein öffentliches Amt. Welches auch das Verdienst eines Werkes sein möge, wir wissen, daß es nicht geschätzt wird, außer wenn der Verfasser einen guten Posten in der öffentlichen Rangliste innehat. Deshalb werden auch alle unsere Arbeiten, alle unsere nicht zu reichlich gesäten Arbeiten dem rein äußerlichen Interesse untergeordnet. Und dabei muß man noch anerkennen, daß diese Einordnung ihren Wert hat, da die meisten auch von ihr absehen und sich mit dem Posten in der Rangliste begnügen. Die Universitäten sind ebenso wie der Staat und die Gemeinden leere Formen. Weder sind sie an sich schlecht, noch ist es nötig, sie zu reformieren. Man braucht die Maschinen nicht zu zerschlagen. Was nötig ist, das ist die Zufuhr von Ideen, damit die Maschine nicht leeres Stroh dresche. Wenn etwas zerschlagen werden soll, so sollte das die allgemeine Unnatürlichkeit sein, in der wir alle leben und die die Ursache davon ist, daß wir alles von außen erhoffen und

auch unserer Tätigkeit eine äußerliche Gestalt geben. Dann würden wir statt der Herrschaft der Scharlatane eine solche der gesunden und nützlichen Gedanken erhalten und den zerstörenden, äußerlichen Kampf in einen inneren, schöpferischen umwandeln. Auf diese Weise kann man die öffentlichen Behörden stärken und die Einrichtungen reformieren.

Wenn man mich als Beichtvater befragte und mich aufforderte, die Diagnose der Krankheit zu stellen, an der wir Spanier alle leiden (denn wir sind krank, und die Heilung wird schwer sein), so würde ich sagen, daß der Name unseres Leidens „Nicht-wollen" ist oder mit einem griechischen und wissenschaftlichen Worte gesagt „Abulie", was dasselbe bedeutet, nämlich „Erschöpfung oder ernste Schwächung der Willenskraft". Ich würde, falls nötig, diese Ansicht durch den Hinweis auf die Lehrbücher anerkannter Autoritäten und auf die Prüfung klinischer Fälle verteidigen. Denn seit Esquirol und Maudsley bis zu Ribot und Pierre Janet haben viel Aerzte und Psychologen diese Krankheit studiert, in der sich wohl deutlicher als in irgendeiner anderen der Einfluß der geistigen Störungen auf die organischen Funktionen zeigt.

Es gibt eine gewöhnliche Form der Abulie, unter der wir alle manchmal leiden. Ueber wen ist bei irgendeiner Gelegenheit nicht jene geistige Entschlußlosigkeit gekommen, die von der Erschütterung der Kräfte oder der Verflachung herrührt, die auf eine längere Untätigkeit folgt? Dem Willen fehlt es an einem bewegenden Gedanken, er schwankt zwischen entgegengesetzten Motiven, die sich das Gleichgewicht halten, oder aber er wird von einer abstrakten, unausführbaren Idee beherrscht und bleibt unentschlossen, ohne zu wissen, was er tun soll, und ohne sich zu entschließen, irgend etwas zu tun. Wenn dieser Zustand aus einem vorübergehenden zum chronischen wird, dann wird er zur Abulie, die sich nach außen

als Widerwille gegen die Ausführung freier Handlungen zeigt. Der an Abulie Erkrankte besitzt zwar noch den Ansatz zur Bewegung, welcher beweist, daß der Wille nicht vollständig erloschen ist. Aber diese Bewegung äußert sich schwach und wird nur selten tatsächlich ausgeführt. Es handelt sich hier nicht um eine Störung der Bewegungen, die man mit der Ataxie verwechseln könnte. In einem Falle liegt Schwäche vor und im anderen ein Mangel an Einordnung der einzelnen Bewegung in die anderen. Das ist so sehr der Fall, daß in der Abulie alle anderen Handlungen, die psychischen, die instinktiven und die durch Suggestion hervorgerufenen, sich regelmäßig vollziehen.

Die geistigen Symptome der Abulie sind zahlreich: die Aufmerksamkeit wird in dem Maße schwächer, als die Gegenstände, auf die sie sich richten soll, neu oder neuartig sind. Der Verstand scheint sich zu versteinern und der Aneignung neuer Gedanken unfähig zu werden. Er wird nur beweglich, wenn es sich darum handelt, sich vergangener Tatsachen zu erinnern. Wenn er aber jemals wirklich dazu kommt, eine neue Idee zu erwerben, so fehlt es am Gegengewicht anderer, und der Kranke verfällt aus der Teilnahmslosigkeit in die Exaltation, in die „fixe Idee", die ihn zu „impulsiven Gewalttätigkeiten" hinreißt.

Unter den Krankheiten gibt es neben den typischen Fällen auch unsichere Fälle. Bei der hier besprochenen Krankheit ist die Zahl der ersten Fälle nicht sehr erheblich, aber die der zweiten ist überwältigend. In Spanien gibt es zum Beispiel viele Menschen, deren Wille krank ist und die sich infolgedessen in einem Zustand der „kollektiven Abulie" befinden. Ich bin kein Anhänger der metaphorischen Soziologie, welche die Nationen für Organismen ansieht, die genau so fest umschrieben sind, wie Individuen. Die Gesellschaft ist lediglich die Resultante der Kräfte der Individuen, aus denen sie besteht. Je nachdem diese organisiert sind, können sie eine in-

tensive oder eine schwächliche Leistung vollbringen oder aber einander durch ihre Gegensätze neutralisieren. Aber die Leistung wird stets an dem Charakter derer, die sich zu ihrer Verrichtung zusammenfinden, teilhaben.

Das Individuum ist seinerseits das photographische Abbild der Gesellschaft im verkleinerten Maßstabe. Das physiologische Leben des Individuums ist eine Kombination der inneren vitalen Energie mit den äußeren Kräften, die absorbiert und assimiliert sind. Das geistige Leben spielt sich in ähnlicher Weise ab, indem der Geist sich von den idealen Bestandteilen nährt, welche die Gesellschaft gleichsam aufgespeichert aufbewahrt, wie Fouillée gesagt hat. In diesem Sinne halte ich die Anwendung der Individual-Psychologie auf die sozialen Zustände für nützlich, ebenso wie die der Individual-Pathologie auf die politische Pathologie.

In unserer Nation liegen alle Symptome der Krankheit zutage, an der die Mehrheit der Spanier leidet. Die physiologischen und die instinktiven Handlungen werden ausgeführt. Wie der individuelle Organismus funktioniert, um zu leben, genau so arbeitet die Gesellschaft, um zu leben. Die Arbeit, über die dem einzelnen freie Entscheidung zusteht, ist für die Gesellschaft eine Notwendigkeit, es sei denn, daß es sich um Nationen von Vagabunden handele. Sein Vermögen vor den Nachforschungen des Fiskus zu verstecken, ist eine soziale Handlung ebenso instinktiven Charakters, wie wenn man die Augen angesichts einer Gebärde des Zuschlagens schließt. Dagegen fehlen bei uns die Handlungen, die aus freiem Entschluß hervorgehen, wie zum Beispiel die gewissenhafte Mitarbeit bei der Leitung der öffentlichen Geschäfte. Wenn im praktischen Leben die Abulie sich in der Weise äußert, daß nichts getan wird, so wird sie im intellektuellen Leben durch den Mangel an Aufmerksamkeit charakterisiert. Unsere Nation leidet bereits seit geraumer Zeit sozusagen an Zerstreutheit inmitten der Welt. Nichts geht ihr nahe, nichts

bewegt sie für gewöhnlich. Aber ganz plötzlich klammert sie sich an einen Gedanken und da sie ihm nicht das Gegengewicht anderer Gedanken gegenüberstellen kann, so kommt es zu einer unbesonnenen Handlung. Während der letzten Jahre sind wir Zeugen mehrerer Bewegungen gewesen, die typisch impulsiv und die Folge fixer Ideen waren: Unverletzlichkeit des Vaterlandes, geschichtliche Gerechtigkeit und andere ähnliche mehr. In allen unseren geistigen Leistungen zeigt sich dieser Mangel an Gleichheit und diese optische Täuschung. Wir sehen die Dinge nicht gleichzeitig an ihren verschiedenen Stellen, wie sie sind, sondern wir sehen sie bruchstückweise, heute die einen, morgen die anderen. Was an dem einen Tage im Vordergrund stand und die anderen verdeckte, das ist am nächsten Tage bereits vergessen, weil etwas anderes dazwischengekommen ist und sich davorgestellt hat.

Die Gründe, die man zur Erklärung dieser Abulie angeführt hat, sind zahllos. Anfangs hielt man sie für eine Form der Verrücktheit und die Irrenärzte gaben ihr den Namen „Delirium der Berührungen", indem sie lediglich die äußerlich charakteristische Tatsache der Krankheit beachteten. Nach dieser Theorie könnte man unser Volk für einen Käfig voll äußerst merkwürdiger Verrückter ansehen, die alle von einer merkwürdigen Manie befallen sind: der, einander nicht ausstehen zu können. Ich teile diese Ansicht nicht, weil, wie gesagt, die Willensstörungen bei den an Abulie Erkrankten keine Zeichen der Unordnung, sondern der Erschlaffung der funktionellen Energie sind. Mit Ausnahme von Ribot, der dazu neigt, die Ursache dieses merkwürdigen pathologischen Zustandes für sentimental zu halten, und sie aus der Wunschlosigkeit zu erklären, gelangen alle Pathologen auf verschiedenen Wegen zu der Ansicht, daß die Ursache in einer Störung der intellektuellen Funktionen liegt. Janet hat vor einigen Jahren eine merkwürdige Studie, auf persönlicher Beobachtung beruhend, über „Einen Fall von Abulie und fixer

Idee" veröffentlicht. Er glaubt, daß die Vernichtung des Willens aus dem Mangel an Aufmerksamkeit und damit an Perzeption herrührt. Obwohl diese Symptome stets auftreten, glaube ich nicht, daß man zwischen ihnen eine ursächliche Verbindung finden kann. Denn die exteriorisierten geistigen Fähigkeiten sind sozusagen ein Teil des Willens, so daß man ebensogut erklären kann, der Wille sei schwach, weil die Aufmerksamkeit unregelmäßig und die Perzeption verworren ist, wie man sagen kann, daß die Aufmerksamkeit nicht lebhaft und die Perzeption nicht klar sind, weil es dem Willen an Intensität fehlt.

Die exteriorisierte geistige Tätigkeit ist eine Widerspiegelung der inneren Tätigkeit. Das geht aus dem Akt der geistigen Schöpfung mit Sicherheit hervor. Denn wie kann man annehmen, daß hinter dem genialen Werke eines Gelehrten oder eines Künstlers ein leeres Gehirn steht, oder ein Geist, der mitten im Schwung der Leidenschaft erstarrt sei? Wie der Mangel an körperlichem Appetit eine Verringerung der Verdauungstätigkeit anzeigt, so zeigt der Mangel an geistigem Appetit, der sich in der Trägheit der äußerlich tätigen Fähigkeiten zeigt, eine Schwächung dieser inneren Assimilationskraft, welche die Aristoteliker den tätigen Verstand nannten und die Positivisten den synthetischen Sinn nennen, und welche nichts weiter ist als der Verstand selbst, der gemäß den Gesetzen der Assoziation arbeitet. Damit beruht, meiner Meinung nach, die Ursache der Abulie auf einer Schwächung des synthetischen Sinnes oder der Fähigkeit, die Vorstellungen durch Assoziation zu verbinden. Soweit die Vergangenheit in Frage kommt, arbeitet der Verstand regelmäßig, weil die Erinnerung es übernimmt, die Ideen zu reproduzieren, deren Assoziation bereits ausgebildet ist. Aber in Verbindung mit der Gegenwart ist die geistige Arbeit, welche für Gesunde genau so leicht und angenehm ist, wie die Verdauung, sobald man mit gesundem Appetit ißt, leicht und an-

genehm ist, bei dem am Nicht-wollen Erkrankten schwer und schmerzlich. Die von den Sinnen vermittelten Vorstellungen werden zu starren geistigen Einheiten, die in dem einen Falle verlöschen, ohne eine Spur zu hinterlassen, im anderen Falle aber sich in schmerzhafter Weise festsetzen, wie Nadeln, die in das Gehirn hineingestochen werden und deshalb sehr ernste Störungen hervorrufen.

Welche Beziehung besteht nun zwischen der Abschwächung des synthetischen Sinnes und dem Mangel an Willen? Dieselbe wie zwischen der Idee und dem freien Willensakt, da beide ganz innig zu einer einzigen Einheit verschmolzen sind. Daher stammt auch die neue Terminologie der Modephilosophen, wie Kraftidee oder Willensidee oder andere. Der Willensakt enthält zwei Bestandteile, aus denen sich ein dritter ergibt: ein Individuum und eine Idee, die eine Handlung hervorbringen. Das Individuum enthält in sich die persönliche Vereinigung der Bestandteile, die es ererbt oder durch Arbeit erworben hat oder einfach dadurch besitzt, daß es innerhalb einer sozialen Gemeinschaft lebt. Die Vorstellung oder die Idee befindet sich in dem Individuum in der Weise, wie die Linien und Farben sich auf dem Untergrund eines Gemäldes befinden. Auf ein und demselben Untergrund können unzählige Linien gezogen und unzählige Farben zusammengestellt werden. Je nachdem nun, ob die Assoziation arbeitet oder nicht, wird aus dieser Vielheit eine künstlerische Schöpfung oder ein wirres, formloses Durcheinander entstehen. Wenn die Vorstellungen sich, wie die Farben und die Linien, um zentrale Gedanken gruppieren, so werden sie in dem Maße klarer, wie ihre Zahl zunimmt. Die Bedeutung der synthetischen Fähigkeit ist also ungeheuer, da ohne sie die geistigen Anstrengungen zwecklos sein, ja sogar einander aufheben würden, ebenso wie die Pinselstriche eines Blinden, der ein Gemälde malen oder ausbessern wollte. Bei dem an Abulie Erkrankten fehlt es den Gedanken an dieser grund-

legenden Eigenschaft: dem Drang zu Zusammenhängen. Daher bleiben auch seine geistigen Anstrengungen erfolglos. In dem einen Fall, in dem der fixen Idee, die den stärksten Einfluß auf den Willen ausübt, entsteht eine unbesonnene, gewaltsame Entschließung, die man mit der des Verrückten verwechseln kann. In den anderen Fällen entsteht aus der abstrakten oder der bereits alten Idee, die vom Gedächtnis reproduziert wird, ein schwacher Wunsch, der kraftlos bleibt und nicht verwirklicht wird. Es fehlt an den fruchtbaren Ideen, an den gesunden Ideen, welche aus dem Nachdenken und der bewußten Beobachtung der Wirklichkeit entspringen.

Der Kollektivwille verläuft analog. Die sozialen Gemeinschaften besitzen eine Persönlichkeit, Ideen und Energien. Obwohl nun das Kollektivbewußtsein nicht so klar und fest umschrieben auftritt, wie das eines Individuums, so besteht es doch und kann handeln vermittelst kollektiver Handlungen, die im Grunde kollektiven Ideen gehorchen, obwohl sie nur in einer beschränkten Zahl von Intelligenzen konzentriert zu sein scheinen. Wenn der Gedanke eines großen Staatsmannes willkürlich wäre oder nur einer Laune seine Entstehung verdankte, wenn er dem allgemeinen Gefühl und Denken fremd wäre, dann würde sein Träger nicht einen Schritt vorwärts kommen. Was die originelle Idee eines Menschen zu sein scheint, ist lediglich die Interpretation von Ideen oder vagen, unbestimmten Gefühlen, die die Gesellschaft empfindet, ohne daß sie ihnen die richtige und genaue Form geben könnte. Insofern aber der Gedanke einer Nation nicht klar definiert ist, muß die Aktion schwach, unentschieden und von vorübergehender Dauer sein. Der synthetische Sinn in einer Gesellschaft und insbesondere bei ihren Leitern ist die Fähigkeit, bewußt für die klare Erkenntnis des eigenen Geschickes zu arbeiten. Es gibt Nationen, in denen man über alle Meinungsverschiedenheiten zweiten Ranges hinweg eine merk-

würdige und unveränderliche Einhelligkeit für das „Verständnis der eigenen Interessen" findet. Dieses Verständnis tritt so klar auf wie bei einem Individuum, das in irgendeinem Augenblick sich seiner Vergangenheit erinnert, seine gegenwärtige Lage prüft und sich genau darüber Rechenschaft gibt, was es ist oder was es darstellt.

In anderen Gesellschaften wieder herrscht im Gegenteil die Uneinigkeit vor. Die Sonderinteressen, welche den isolierten Vorstellungen bei den Individuen entsprechen, werden nicht in einem Gesamtinteresse synthetisiert, weil das treibende Verständnis und die innere Energie fehlen, die sie verschmelzen müssen. Die individuellen Werturteile sind starr und die aus ihnen hervorgehende Tätigkeit muß deshalb ärmlich und ungleich sein. In dem einen Falle wird das treibende Motiv die Ueberlieferung sein, obwohl sie, was man auch sonst glauben mag, keinen energischen Impuls erzeugen kann, da im geistigen Leben die Vergangenheit zwar ein mächtiges Zentrum des Widerstandes, aber ein schwaches Prinzip der Aktivität ist. In anderen Fällen wird man einer äußeren Kraft gehorchen, da schwächliche Gesellschaften ebenso wie schwach begabte Künstler den Mangel an eigener Erfindung durch Nachahmung ersetzen. Wieder in anderen Fällen wird ein Interesse zweiten Ranges sich vorübergehend in den Vordergrund drängen und Abweichungen, Rückschritte oder den Umsturz auf dem Marsche der Gesellschaft verursachen. Dann wieder wird die Idee des allgemeinen Interesses, die mehr als zur Genüge bekannt und klar ist, einen Augenblick falscher Energie und trügerischer Aktivität erzeugen. Immer aber wird die klare, deutliche Idee des Gesamtinteresses und die unabänderliche, unbeirrbare Aktion, die zur Erfüllung der Aufgabe führt, sich verflüchtigen.

Aus dem Gesagten kann man schließen, wie ungereimt es ist, zu erwarten, daß unsere Nation das verlorene Heil durch eine Aktion nach außen hin wiederfinden werde. Wenn das

wenige, was wir heutzutage tun, unsere Schwäche beweist, was würde dann eintreten, wenn wir uns beifallen ließen, unsere Bewegungen zu beschleunigen? Der Wiederaufbau unserer Kräfte setzt eine vorsichtige Lebensweise voraus, die langsam und Schritt für Schritt vorwärts schreitet, die alle Tätigkeit bedingungslos unter die Kontrolle des Verstandes stellt, da ja in diesem Punkt der Sitz der Krankheit ist und da deshalb auch dort das Heilmittel zur Anwendung kommen muß. Damit eine Aktion nützlich sei und etwas nütze, muß man vorher überlegen und dann erst handeln. Um aber zu denken, muß man vor allem einen Kopf haben. Dieses wichtige Organ haben wir seit einiger Zeit völlig verloren und wir müssen uns ein neues dafür schaffen, koste es, was es mag. Ich gehöre nicht zu denen, die nach einem Genie verlangen, das mit der Diktatur betraut werden müsse. Ein Genie würde ein künstliches Haupt sein, das uns später in einem noch schlimmeren Zustande als dem jetzigen lassen würde. Die Ursache unseres Verfalles und unserer jetzigen Erschlaffung liegt im Uebermaß unserer Aktionen, sie liegt darin, daß wir Dinge unternommen haben, die außer jedem Verhältnis zu unseren Kräften standen. Ein neues Genie würde uns wieder wie blinde Kräfte benutzen. Bei seinem Verschwinden würde zugleich die intelligente Kraft verschwinden. Wir aber würden zusammenbrechen, ohne auch nur einen Schritt in der Richtung des Wiederaufbaues unserer Macht getan zu haben. Denn diese neuen Kräfte müssen ihren Sitz in allen Mitgliedern der Nation haben und sich auf die Zusammenarbeit aller individuellen Kräfte stützen.

Man wird bemerkt haben, daß der Mittelpunkt meiner Gedanken der Wiederaufbau des spanischen Geisteslebens ist. Aber nunmehr ist es nötig, diesen Worten einen genaueren Sinn zu geben, weil die spanische Sprache durch ihren Mißbrauch so verstümmelt ist, daß die Worte nichts bedeuten, wenn

man sie nicht kommentiert und so Aufklärung gibt. Wenn ich von geistigem Wiederaufbau spreche, so spreche ich nicht wie jemand, der einen guten Schluß für einen Aufsatz sucht, indem er schöne und volle Phrasen gebraucht. Ich spreche mit der Ehrlichkeit eines Schulmeisters. Meine Absicht ist nicht, die Schaffung einiger neuer Unterrichtsanstalten oder ein neues Gesetz über den öffentlichen Unterricht vorzuschlagen. Alle Gesetze sind wirkungslos, solange die Mißbräuche nicht beseitigt sind, und zu ihrer Beseitigung nützt das Gesetz viel weniger als individuelle Anstrengungen. Was aber die Lehranstalten anbelangt, so wie sie heute aussehen, so würde nicht viel verloren sein, wenn die Hälfte von ihnen geschlossen würde. Ich habe mehr als zweitausend Mitschüler von mir gekannt und mit Ausnahme von dreien oder vieren unter ihnen arbeitete keiner mehr als nötig war, um sich mit Anstand aus der Sache zu ziehen oder, genauer gesagt, um eine besoldete Stellung zu erhalten. Unsere Lehranstalten sind Gebäude ohne Seelen. Im günstigsten Falle vermitteln sie Wissen. Aber sie flößen niemandem Liebe zum Wissen und die innere Kraft ein, die das Studium fruchtbar machen muß, wenn die Jugend von aller Aufsicht frei bleibt. Und wenn in dieser Hinsicht seitens der Gesetzgeber etwas zu erwarten stände, so würde die segensreichste Veränderung darin bestehen, daß man die jetzt gebräuchliche Form der Bewerbungen durch die „Arbeiten" der Kandidaten ersetzte. Bei dem jetzigen Zustande siegt nicht der, welcher der Klügste ist. Es ist vielmehr so wie beim Pferderennen, daß der siegt, welcher den stärksten Atem und die längsten Beine hat. An ihre Stelle müßten intime Zusammenkünfte treten, bei denen die, welche beurteilen, in direkte Berührung mit denen treten, welche beurteilt werden, in denen man frei und natürlich redet, in denen man die persönliche Arbeit, die jeder Kandidat vorlegt, prüfen, in denen man die Fähigkeiten jedes einzelnen und, was das Wichtigste ist, die Dienste, die die Nation von ihm

erwarten könnte, abschätzen würde. Bei diesem System würde die Jugend nicht mehr wie jetzt ihre Zeit damit verlieren, sich auf den Eintritt in diese oder jene Rangliste vorzubereiten, indem sie die gedächtnismäßige Beantwortung schwammiger und unzusammenhängender Fragen erlernt, sondern sie würde sich gezwungen sehen, Werke zu schaffen, unter denen doch wahrscheinlich auch ein gutes sich befinden müßte.

Die Hauptlast des Kampfes müssen nach meiner Ueberzeugung kluge und uneigennützige Männer tragen, die die Notwendigkeit der Wiederaufrichtung unseres Prestiges eingesehen haben. Wir haben nur wenige Beispiele von Männern, die von schweigendem Patriotismus beherrscht werden. Wenn aber einmal einer auftritt, so hat er für sich allein denselben Wert wie eine ganze Universität. Damit aber die individuellen Bestrebungen auf die Nation einen günstigen Einfluß ausüben, muß man sie mit fester Hand lenken. Denn in Spanien genügt es nicht, Ideen in die Welt zu schleudern. Man muß aus ihnen vorher die Zünder herausnehmen, damit sie nicht platzen. Infolge der intellektuellen Erschlaffung, in der wir uns befinden, besteht bei uns ein unwiderstehlicher Drang, Ideen in Instrumente des Kampfes umzuwandeln. Gewöhnlich achtet man allerdings nicht auf das, was gesagt und geschrieben wird. Aber wenn man zufällig darauf achtet, so erstarrt die Idee und wird, wie wir bereits gesehen haben, zum Impuls. Wer deshalb Gedankensysteme verbreitet, die nur neue gewaltsame und parteiische Strömungen erzeugen, der tut nichts Gutes, sondern etwas Böses, da er die Geister in einer krankhaften Ueberreizung hält. Diese Ideen, die zum Kampfe aufrufen, nenne ich „spitzige" Ideen. Dagegen nenne ich die Ideen, die die Friedensliebe verbreiten, „runde". Dieses Buch, welches ich schreibe, enthält eine Weltanschauung, die nur aus runden Ideen besteht. Ich weiß nicht, ob man das Werk lesen wird, und ich ver-

mute, daß die, welche es lesen, ihm keine Wichtigkeit beimessen. Aber davon bin ich überzeugt, daß diejenigen, die ihm Wert beimessen sollten, sich weniger an den Zwistigkeiten und mehr an der Arbeit beteiligen werden.

Das Mittel, durch das ich meine Ideen „abrunde", ist für jeden erreichbar. Wir erleben es oft, daß in ein und derselben Familie die Ansichten geteilt sind. So ist es zum Beispiel häufig so, daß verschiedene Brüder verschiedene Laufbahnen einschlagen oder sich verschieden entwickeln oder infolge von Geldfragen sich untereinander im Gegensatz befinden. Da werden die Gefühle der Brüderlichkeit auf die Probe gestellt. In manchen Familien ist der Gedanke der Einheit mächtiger als die Sonderinteressen. Keiner gibt seinen Standpunkt auf, aber alle machen so viele Konzessionen, als nötig sind, um es nicht zum Bruch kommen zu lassen. In anderen Familien dagegen wird die Einheit durch die Eitelkeit zerstört oder durch den Stolz oder dadurch, daß der eine sich von den andern fernhält. Und dann erfolgt ein Streit, der erbitterter ist als der zwischen Fremden; denn mit Fremden streitet man sich nur, um entgegengesetzte Ideen oder Interessen zu verfechten, während man innerhalb einer Familie streiten muß, nicht nur um Ideen oder Interessen zu verteidigen, sondern auch um die Bande des Blutes zu zerreißen. Welchen Vorteil aber haben die Ideen oder die Interessen davon, daß man voller Verblendung und Wut streitet? Manche meinen, daß man seinen Glauben an die Ideen durch den Kampf für ihren Sieg bekräftigen müsse, und auf diesen Glauben stützen sich in Spanien alle die, welche die Ideen zu Mitteln der Zerstörung machen. Das Richtige ist, daß man im Gegenteil seinen Glauben dadurch beweist, daß man ruhig und unverändert an seinen Ideen festhält, in der Ueberzeugung, daß sie sich selbst genügen, um zu siegen, falls das ihr Los sein wird. Die großen Gläubigen sind Märtyrer gewesen. Sie fielen, indem sie Widerstand leisteten, nicht

indem sie angriffen. Diejenigen, welche zum Zweck der Verteidigung ihrer Ideen zu Mitteln der Gewalt greifen, geben hierdurch zu verstehen, daß sie weder Glauben noch Ueberzeugung besitzen, sondern ganz gewöhnliche Ehrgeizige sind, welche den unmittelbaren Sieg wünschen, um sich mit nachgeahmten Lorbeeren zu schmücken sowie den Preis für ihre Arbeit bar ausgezahlt zu erhalten.

Die Ideen ziehen nicht den geringsten Vorteil daraus, daß man anderen Ideen den Krieg erklärt. Sie sind viel vornehmer, wenn sie sich dazu herbeilassen, in Gesellschaft zu leben. Das aber zu erreichen, muß der Zweck jeder vernünftigen Arbeit in Spanien sein. Es sei gestattet, jede Art von Ideen öffentlich zu bekennen und zu verbreiten, aber in „intellektueller Weise", nicht nach Art der Wilden. Sobald eine Idee im Zusammenhang mit der intellektuellen Solidarität einer Nation steht und soweit nachgiebig ist, daß sie die brüderlichen Gefühle nicht erschüttert, wird sie eine äußerst nützliche Kraft, weil sie die Menschen zur persönlichen Arbeit anreizt. Sie schafft keinerlei exklusive oder zerstörende Parteilichkeiten. Sie schafft gesunde und kräftige Hirne, die nicht nur Handlungen und Worte, sondern etwas Besseres, nämlich Werke, hervorbringen.

Nahezu alle bekannten Männer, die vor etwa zwanzig Jahren sich der Aufgabe widmeten, das wenige, was von unserer Nation übriggeblieben war, umzustürzen, haben seitdem ihren Irrtum öffentlich eingestanden und den zweiten Teil ihres Lebens der Wiederherstellung dessen gewidmet, was sie in der ersten zerstört hatten. Dieses Betragen ist alles Lobes würdig. Aber es sollte etwas auf das Gewissen des neuen Geschlechtes einwirken, das jetzt beginnt, sich seine Bahnen zu öffnen und als bartlose Jugend in Instituten und Universitäten anzutreffen ist.

Die Zahl derer, die klug sind und trotzdem dieses Benehmen mit übermäßiger Genauigkeit nachahmen, ist ungeheuer

groß. Sie beginnen jetzt mit der Arbeit der Zerstörung und sparen sich die Reue für das Alter auf, wenn sie nach Befriedigung ihrer Wünsche nach persönlichem Gedeihen den Schmerz darüber, daß ihr Vaterland noch immer in Ruinen liegt, leichter ertragen können. Natürlicher wäre es, wenn alle nur den guten Teil des Beispiels nachahmten und wenn man nicht mit Vorbedacht eine Gelegenheit für späte Reue suchte.

Abgesehen von dieser wesentlichen Eigenschaft der Ideen scheint mir, daß man in ihrer Nutzbarmachung und Verwendung für das Werk unseres geistigen Wiederaufbaues stark vorwärtskommen würde, wenn man sie in lebendiger Form darlegte und sie von dem ärgerlichen Wortkram befreite, durch den man sie heute aus Rücksicht auf die Mode unverständlich macht. Es wäre sehr schön, wenn alle, die eine Feder zur Hand nehmen, vorher sich einbildeten, daß die Buchdruckerkunst und die Fabrikation des billigen Druckpapieres und das Gesetz über das geistige Eigentum nicht beständen. Das allgemeine Vorurteil begünstigt heute die umfangreichen Werke, vielleicht weil diese um so sicherer nicht gelesen werden. Ein dickes Buch — so meint man — verleiht dem, der es verfaßt, Wichtigkeit. Wenn es auch schlecht ist, so flößt es doch Achtung ein und belegt einen großen Raum in den Fächern der Bibliotheken. Für ein kleines Buch ist keine Entschuldigung denkbar. Wenn es gut ist, dann wird es günstigen Falles als ein Versuch oder als ein Versprechen angesehen. Wenn es schlecht ist, wird es nur dazu dienen, den Verfasser lächerlich zu machen. Meine Ansicht ist das genaue Gegenteil. Ich denke, daß ein dickes Buch, sei es nun gut oder schlecht, sehr bald ein Bestandteil der toten Masse der Bibliotheken wird. Ein kleines Buch dagegen läßt, wenn es schlecht ist, klar erkennen, daß es zu nichts nützt, und stirbt bei der ersten besten Gelegenheit. Wenn es dagegen gut ist, kann es als Leitfaden oder als

Brevier dienen, es kann wegen seiner Leichtigkeit und seines geringen Preises allgemein verbreitet werden und kann die Ideen, die es enthält, sehr wirkungsvoll vertreten. Als praktischen Beweis der Ansicht, die ich vertrete, möchte ich dieses vorliegende Werk anführen, das in seiner ursprünglichen Fassung zwei Bände von mehr als durchschnittlichem Umfang hatte und sich schließlich meinem Willen gefügt hat und auf einige hundert Seiten beschränken ließ. Wer guten Willens ist, kann in hundert Seiten alles sagen, was er zu sagen hat, und kann sogar noch viele Dinge außerdem sagen, die zu sagen nicht nötig waren.

Ich vertraue auf Spaniens geistige Zukunft. In dieser Hinsicht bin ich vielleicht übertrieben optimistisch. Eine materielle Vergrößerung würde uns niemals dahin bringen, daß wir unsere eigene Vergangenheit in Schatten stellen könnten. Aber unsere intellektuelle Blüte wird unser goldenes Zeitalter der Künste zu einer einfachen Ankündigung jenes goldenen Zeitalters machen, auf dessen Kommen ich vertraue. Wir werden dann in unseren Schöpfungen eine Kraft besitzen, die heute unbekannt ist, die aber im latenten Zustande in unserer Nation lebt, ebenso wie, nach dem Bilde, das ich am Anfang dieses Werkes gebrauchte, in der Seele eines Weibes, das wider seinen Willen verheiratet und wider seine Wünsche eine fruchtbare Mutter wurde, die erhabenen und reinen und keuschen Gefühle der Jungfräulichkeit lebten. Diese geheimnisvolle Kraft ruht in uns, und wenn sie sich auch bis jetzt noch nicht nach außen gezeigt hat, so begleitet und behütet sie uns. Heute ist sie noch ungeordnete und schwächliche Aktion, morgen wird sie Wärme und Licht sein und, vielleicht, sogar Elektrizität sowie Magnetismus.

An dieser Stelle verlohnt es sich der Mühe, unsere Aufmerksamkeit auf eine Tatsache zu richten. Wie ist es zu erklären, daß die Völker, die Europa bevölkert haben, zwar eines Stammes sind, daß aber trotzdem die Griechen noch

heute die geistigen Diktatoren aller anderen arischen oder indoeuropäischen Gruppen gewesen sind? Der Grund ist klar. Während die anderen Gruppen in ihren Gebieten ohne Verkehr blieben, standen die Griechen in Berührung mit Asien und empfingen die Keime der Kultur von den semitischen Rassen. Die Indoeuropäer haben bewunderungswürdige Eigenschaften. Aber es fehlt ihnen eine Eigenschaft, die für das Leben wesentlich ist: das ideale Feuer, das die originellen Schöpfungen erzeugt. Sie sind tapfer, energisch, hartnäckig, sie können organisieren und sie können herrschen. Aber sie können nicht spontan schaffen. Ein bedeutender deutscher Professor, Jhering, Verfasser eines sehr gründlichen Buches über die „Vorgeschichte der Indoeuropäer", hat eine sehr feine Studie über den Einfluß der arischen Einwanderungen auf die alte Organisation Roms geschrieben. Daraus geht hervor, daß diese Organisation aus der Zeit der Wanderungen stammt. Wenn diese Banden oder Stämme sich in Bewegung gesetzt hatten und durch unbekannte Länder zogen, dann mußten sie wandernde „Behörden" schaffen, die geschickt genug waren, um den Vormarsch zu regeln. Als sie sich dann dauernd niederließen, wandelten sie diese inzwischen überflüssig gewordenen Behörden in Institutionen um, die den Wert des Aberglaubens erhielten und sich selbst überlebten, bis daß man später in ihnen eine rein ideale religiöse Schöpfung zu erblicken glaubte. So war zum Beispiel der „ver sacrum" eine Reminiszenz der Frühjahrszeit, in der der Marsch, der während des Winters unterbrochen gewesen war, wieder aufgenommen wurde. Die Pontifices waren ursprünglich Brückenbauer und ihr Einfluß stammt von der außerordentlichen Wichtigkeit her, die für diese Wanderer die Herstellung von Brücken über Flüsse, die ihren Schritt hemmten, besitzen mußte. Die römischen Wahrsager waren keine Propheten voll göttlicher Inspiration, sondern ursprünglich Leute von der Art der Pfadfinder oder Kundschaf-

ter, die aus der Gestaltung des Bodens, dem Gesang der Vögel oder astronomischen Zeichen oder sonstigen Merkmalen (signos de coelo, pedestria, ex avibus, ex tripudiis etc.), das heißt aus den „Auspizien" den passendsten oder sichersten Weg erkannten. Wenn man den Ursprung aller ursprünglichen Einrichtungen der arischen Völker genau erfahren könnte, so würde man sehen, wie sie alle sich von der harten Notwendigkeit und nicht von idealen sowie spontanen Bewegungen leiten ließen. Als die griechisch-römische Kultur ihre Kraft verlor und als es nötig wurde, daß etwas Neues käme, da kam das Christentum, eine Schöpfung der Semiten. Beide Balken also, die das von uns jetzt bewohnte gesellschaftliche Gebäude aufrechterhalten, der Hellenismus und das Christentum, sind zwei geistige Kräfte, die die semitischen Völker uns auf sehr verschiedenen Wegen gesandt haben. Im allgemeinen kann man es als ein geschichtliches Gesetz aufstellen, daß, wo auch immer die indoeuropäische Rasse mit der semitischen in Berührung kommt, eine neue und kräftige geistige Wiedergeburt die Folge ist. Spanien, das von den Barbaren überflutet und beherrscht war, geht zurück und kommt zu einer falschen und künstlichen Organisation. Mit den Arabern vereint gewinnt es das Verlorene reichlich wieder zurück und erwirbt es den energischen Individualismus, den sentimentalen, der in unseren Mystikern seinen reinsten Ausdruck findet. Der Abstand zwischen einem Märtyrer der christlichen Urzeit und Santa Teresa de Jesus zeigt, welchen Weg der spanische Geist während der acht Jahrhunderte des Kampfes gegen die Araber durchmessen hatte. Wer also die geistigen arabischen Einflüsse voller Verachtung und Erbitterung aus unserer Entwicklung wegleugnen will, der begeht ein psychologisches Verbrechen und nimmt sich selbst die Fähigkeit, den spanischen Charakter zu verstehen.

Unsere Renaissance war keine klassische Renaissance, sondern eine nationale. Und obwohl sie einige Meisterwerke her-

vorbrachte, so blieb sie doch, wie bereits gesagt, unvollkommen, indem das Schicksal uns auf eine falsche Bahn lenkte. Da jedoch die Triebkraft in dem ethnischen oder psychischen Wesen liegt, welches die verschiedenen Kreuzungen dem spanischen Typus, so wie er heute vorhanden ist, verliehen haben, so müssen wir unser Vertrauen auf die Zukunft setzen. Diese Kraft, die heute noch ein Hindernis für das geordnete Leben der Nation ist, weil sie sich da äußert, wo sie nicht hingehört, wird eine Umwandlung erfahren. Der ungezügelte Individualismus, der uns heute schwächt und daran hindert, das Haupt zu erheben, wird ganz gewiß eines Tages ein innerlicher und schöpferischer Individualismus geworden sein, der uns zu unserem großen idealen Triumphe führen muß. Wir besitzen die Hauptsache, den Menschen, den Typ. Wir brauchen ihn jetzt nur dazu zu bringen, daß er Hand an das große Werk legt.

Alle Völker besitzen einen wirklichen oder eingebildeten Typ, in dem sie ihre besonderen Eigenschaften verkörpern. In allen Literaturen stoßen wir auf ein Meisterwerk, in dem dieser typische Mensch dargestellt wird, wie er in Aktion tritt, wie er mit der Gesellschaft seiner Zeit in Berührung kommt und wie er eine lange Reihe von Prüfungen durchmacht, in denen die Härte seines Geistes, der wieder der besondere Geist seiner Rasse ist, erprobt wird. Odysseus ist der typische Grieche. In ihm sind alle Tugenden des Ariers: die Klugheit, die Beständigkeit, die Energie und die Selbstbeherrschung mit der Schlauheit und der nie versagenden Erfindungsgabe des Semiten vereinigt. Vergleichen wir ihn mit irgendeinem Führer germanischer Völker und wir werden genauer, als wenn wir es in einer Goldwage abmäßen, sehen, wieviel der griechische Geist dem semitischen entnahm. Unser Odysseus ist der Don Quijote und in Don Quijote bemerken wir sofort eine geistige Metamorphose. Der Typ hat sich noch reiner gestaltet, und um sich bewegen zu können,

hat er sich von der Last der materiellen Sorgen befreien müssen, die er an einen Schildknappen abgegeben hat. So schreitet er unbehindert dahin und seine Aktion ist eine ununterbrochene Schöpfung, ein menschliches Wunder, in dem alles zum Ideal wird, was ideal aufgefaßt werden kann. Don Quijote lebte in Spanien nicht vor den Arabern, auch nicht zu der Zeit, als die Araber in Spanien waren, sondern nach Beendigung der Wiedereroberung. Ohne die Araber würden Don Quijote und Sancho Pansa stets eine, und zwar eine einheitliche Persönlichkeit gewesen sein, ein nachgeahmter Odysseus. Wenn wir außerhalb Spaniens einen modernen Odysseus suchen, so finden wir keinen, der höher stände, als der angelsächsische Odysseus, nämlich Robinson Crusoe. Der italienische Odysseus hat theologischen Charakter und ist Dante selbst. Der deutsche Odysseus ist ein Philosoph, nämlich der Doktor Faust. Und keiner dieser beiden ist ein Odysseus mit Fleisch und Bein. Robinson ist zwar ein natürlicher Odysseus, aber er ist von sehr kleinem Wuchs, weil sein Semitismus glanzlos ist und mit geborgtem Lichte leuchtet. Er ist nur erfinderisch, um mit der Natur zu kämpfen. Er ist fähig, eine materielle Zivilisation wieder aufzubauen. Er ist ein Mensch, der nach der Herrschaft strebt, nach dem „äußerlichen" Befehl über andere Menschen. Seiner Seele aber fehlt es an Ausdrucksfähigkeit und sie kann sich mit anderen Seelen nicht verstehen. Sancho Pansa würde ein Robinson sein, wenn er schreiben und lesen gelernt hätte. Und Robinson würde, falls er Unglück gehabt hätte, sein überlegenes Auftreten dämpfen und sich darein schicken, Schildknappe bei Don Quijote zu werden.

Ich glaube allerdings, daß viele Völker Europas uns auf dem wechselreichen Gebiet der materiellen Beherrschung überlegen sind. Aber ich glaube ebenso, daß für ideale Schöpfungen keines solche natürlichen und geläuterten Anlagen besitzt wie wir. Unser Geist macht den Eindruck der ungeleckten

Schwerfälligkeit, weil er durch brutale Kämpfe vergröbert worden ist. Er macht den Eindruck der Schwäche, weil er sich von lächerlichen Ideen genährt hat, die er ohne Unterscheidungsvermögen nachgeahmt hat. Er macht den Eindruck des Unoriginellen, weil er das Selbstbewußtsein und den Glauben an seine eigenen Ideen verloren hat, indem er außer sich das suchte, was er in seinem Inneren trägt. Wir müssen alle durch eine kollektive Reue hindurchschreiten. Wir müssen uns entfalten, obwohl viele von uns bei diesem gewagten Unternehmen untergehen könnten. So aber werden wir für uns und unsere Familie das geistige Brot besitzen, das diese jetzt auf den Straßen der ganzen Welt sich erbettelt. Und selbst unsere materiellen Eroberungen können dann fruchtbar werden, da wir bei unserer Wiedergeburt eine ungeheure Anzahl von Brudervölkern finden werden, denen wir den Stempel unseres Geistes aufdrücken können.

Helsingfors, Oktober 1896.

Spanische Bücherei

Herausgegeben von Albert Haas und Enrique Dominguez Rodino

Pio Baroja

Der Majoratsherr von Labraz

Deutsch von Albert Haas

Rheinisch-Westfälische Zeitung: „Der Verlag leitet mit diesem Roman eine Serie ‚Spanische Bücherei' ein. Dies konnte mit keiner würdigeren Dichtung geschehen, als mit diesem eigenartigen stimmungsvollen und fesselnden Roman. Der Reiz dieses von einem überlegenen feingebildeten Geiste geschaffenen Kunstwerks liegt in seinem eigentümlichen ungezwungenen episodenhaften und fragmentarischen Charakter, in dem zeitlosen, fast legendären Wesen der Menschen. Der Roman erhebt sich stellenweise auf die Höhe der genialen Symbolisierungs- und Darstellungskunst einer Selma Lagerlöf."

Jacinto Benavente / Dramatische Werke

(Der tugendhafte Glücksritter / Die frohe Stadt des Leichtsinns / Das letzte Menuett)

Deutsch von Albert Haas

Arbeiterzeitung, Wien: „‚Im allgemeinen kümmern wir uns nur wenig um moderne spanische Literatur', sagt Adolf Bartels in seiner ‚Weltliteratur'. Das scheint nach der in der Volksbühne gebotenen Probe spanischer Dramatik recht bedauerlich, denn es zeigt sich, daß hinter den pyrenäischen Bergen auch noch Dichterleute wohnen, und Benaventes seit 1894 in seiner Heimat kräftig gewachsener Ruf verträgt immerhin schon eine Verpflanzung in fremde Erde. Was der Expressionismus der besiegten deutschen Länder uns mit wilder Flagellantenwut in quälerischen Dramen einzupeitschen sucht, wird uns vom spanischen Dichter unbeschwert von moralischem Katzenjammer mit lateinischer Eleganz und Leichtherzigkeit entwickelt."

Georg Müller Verlag München

Maurice Barrès
Der Greco oder Das Geheimnis von Toledo

Aus dem Französischen übertragen von Wilhelm Hausenstein

Mit 10 Abbildungen

Frankfurter Zeitung: „Heute gehört die Gestalt des ‚Griechen' in dem gebildeten Europa zu den bestgeliebten und bestgehaßten künstlerischen Phänomenen. So kommt es, daß das Buch von Barrès, das sich auf frühere Reiseeindrücke aufbaut, außerordentlich begrüßt werden kann. Die für Spanien charakteristische Vermischung christlicher und maurischer Elemente ist mit jener Kultur des Stils ergriffen, die dem französischen Plauderer von großer Tradition eigen ist. Die beigefügten Reproduktionen geben den Eindruck jener mächtigen Verzückung, die das mystische Signum ihrer Eigenart ist."

Rudolf Lothar
Die Seele Spaniens

Mit zahlreichen Abbildungen

Leipziger Neueste Nachrichten: „Lothar versteht es, nicht nur dem einzelnen Menschen in der Seele zu lesen, er begreift ganze Völker von ihrem Inneren heraus, und das ist es denn auch, was seinem Buche über Spanien den besonderen Wert gibt. Man kann sagen, daß das Buch Lothars innerhalb des Kreises, den er erhellen will, sein Thema erschöpft. Und was gibt schließlich dem Werk seine besondere Bedeutung für uns Deutsche? Nun, daß es uns die Menschen kennen lehrt, mit denen wir in den nächsten Jahrzehnten wirtschaftlich und politisch und wohl auch rein menschlich in engere Beziehung treten werden."

Georg Müller Verlag München

Pio Baroja

Die Abenteuer des Shanti Andia

Roman. Deutsch von Mario Spiro

Martin Brussot schreibt im Literarischen Echo: „Baroja ist eine interessante Erscheinung, ein starker Könner. Er ist ein Renovator einer Dichtungsart, die die Neugierde stachelt und daher als Unterhaltungslektüre stets Interesse bewahren wird. Die Phantasie wird lebhaft angeregt. Baroja versteht anschaulich und farbenprächtig zu schildern, und besitzt auch die nötige Dosis dazu. Was seiner Kunst jedoch eine besondere Marke verleiht, das ist eben die alte, spezifisch spanische Note des pikarischen Romans, der schon vor drei Jahrhunderten in Mendoza, Cervantes, Quevedo u. a. seine unvergleichlichen Meister gefunden."

Pons y Pages

Josaphat

Roman. Deutsch aus dem Katalonischen von Eberhard Vogel

Mit 22 Federzeichnungen von Alfred Kubin

Nur in der überhitzten Atmosphäre Kataloniens konnte dieser Roman der flammenden Leidenschaft zwischen Glöckner und Dirne entstehen. Und nur Alfred Kubin konnte zu diesem Roman die phantastischen Bilder zeichnen, in denen die Glut der Leidenschaft womöglich noch gesteigert ist.

Cervantes

Die geflickte Tugend oder Die vorgebliche Tante

In einmaliger numerierter Auflage von 500 Exemplaren hergestellt. Herausgegeben von Hanns Floerke. Mit zahlreichen Holzschnitten von Wilhelm Plünnecke. Gr. 8°. 51 Seiten. In Halbpergament gebunden nach einem Entwurf Paul Renners.

Georg Müller Verlag München

Spanische Schelmenromane

Vicente de Espinel
Marcos von Obregon
Leben und Abenteuer des Escudero Marcos von Obregon

Mit 10 Holzschnitten von Max Unold

Karlsruher Zeitung: „Der Roman ‚Marcos von Obregon' ist eine Art Lebensbeichte. Von dem Reichtum an Geschehnissen ganz abgesehen, ist das Werk ausgezeichnet durch die feine Art des Verfassers, Welt und Menschen zu beobachten und diese Beobachtungen prägnant wiederzugeben. Auch weniger erfreuliche Eigenschaften des damaligen Spaniens, von denen das Kriechen vor der Geistlichkeit eine hervorstechende ist, kommen zum Ausdruck, so daß neben der künstlerischen auch nationale und zeitliche Besonderheiten sich nirgends verleugnen."

Francesco de Quevedo
Der Spitzbube Don Pablos
Muster der Schwindler und Spiegel der Vagabunden

Mit 8 Zeichnungen von R. Winkler

Das Literarische Echo: „Quevedo, ein Zeitgenosse und Verehrer Cervantes', hat in diesem Werke so manche eigene Lebenserfahrung in drolliger Weise niedergelegt. In seinem sentimental-ironischen Unterton ist manche beachtenswerte Lebensweisheit eingeflochten. Die Handlung bewegt sich in den Gleisen aller spanischen Schelmenromane. Die Ausdrucksweise Quevedos ist derb-drastisch, denn was der ‚Spiegel der Vagabunden' reflektiert, ist echtes, unverfälschtes Leben."

Georg Müller Verlag München

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

347419

HSp
G1974i
.Gh

Ganivet, Angel

Spaniens Weltanschauung und Weltstellung; Übersetzung von Albert Haas.[translation of Idearium español]

DATE.	NAME OF BORROWER.
June 8.49	Cataloguers(E.L.A.)

University of Toronto Library

DO NOT REMOVE THE CARD FROM THIS POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Rel. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU